DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 8

INHALTS-VERZEICHNIS

Heinrich Zimmer ..... *Perspektive*
Karl Hobrecker ..... *Erotik im Kinderbuch*
Artur Winterfeld ..... *Zu Fuß um die Welt*
Jean Cocteau ..... *Paul-Emile Pajot*
Anton Kuh ..... *Der Haß gegen das Monokel*
Jacques Darnetal ..... *Dédicace*
A. H. Kober ..... *Die große Nummer*
Eckart v. Sydow ..... *Goldgewichte der Aschanti*
Mark Twain ..... *Über sich selbst*
Inga Wöllwarth-Wesendonk ..... *Jiu-Jitsu*
René Paresce ..... *Das Petrefakt Westminster*
Alexander Bessmertny ..... *Sammel-Querschnitt*

Bücher-Querschnitt / Marginalien

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

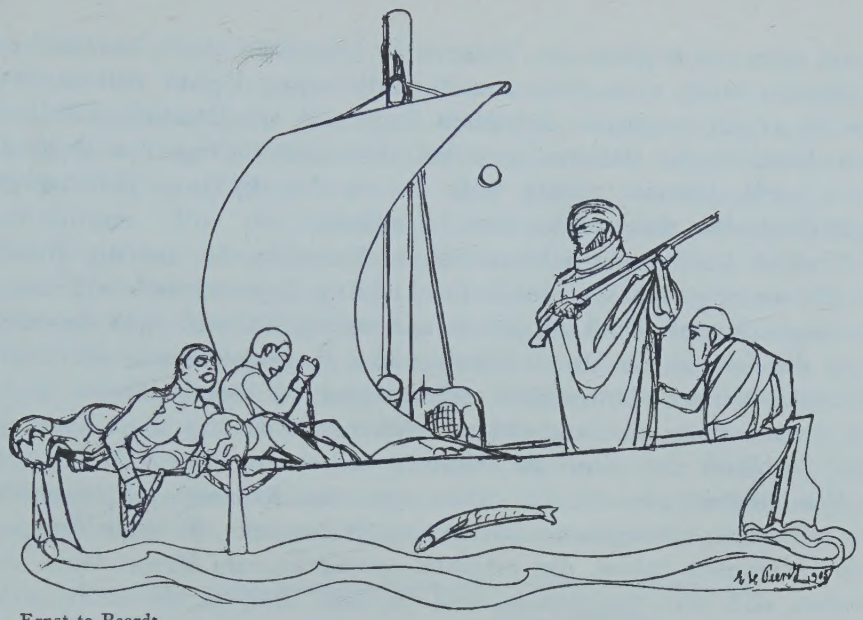
*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Karl Holtz

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien

B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Schokolade
B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Kakao
B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Pralinen
B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851



Ernst te Peerdt

PERSPEKTIVE

Von

HEINRICH ZIMMER

Die kleine Erde häutet sich und vertauscht ihr regional getupftes kulturelles Eigenkleid mit uniformer Fertigware. Ererbte Unterschiedlichkeit wird zu betontem Heimatsstil, zu konservierter Fremdenattraktion. Das reicht bis an die Pole. Die Pinguine des Südpols haben längst die Abgeschlossenheit ihres Familienidylls vorübergehender Filmberühmtheit geopfert, und ihre Freunde, die Robben, lassen sich wie Gerhart Hauptmann beim Baden kurbeln. Die Menschenfresser der Südsee vergessen es, ihre Gäste zu verspeisen, lassen sich von ihnen knipsen und sehen sich selbst im Kino. Ihre Töchter machen sich in Amerika als Jazz-Band beliebt und scheinen auf die rituelle Kraftnahrung ihrer Ahnen endgültig verzichtet zu haben. Ostasien verkonsumiert eine deutsche Universitätsphilosophie nach der anderen und ist in ihrem Verständnis sicher schon so weit gekommen, wie ein zielbewußter Dauerleser des Darmstädter „Leuchters" (Keyserling, Reichl & Cie.) in Yogapraxis. Negerhäuptlinge fahren in Fordautos durch Steppe und Morast zu Staatskonferenzen, und daß der Mount Everest als letzter aus seiner Splendid Isolation gerissen wird, ist nur noch eine Frage der Zeit. Gebildete junge Inder kennen ihren Freud wie Wandervögel, und

wenn etwa ein Student der Universität Allahabad einen historischen Bildungsausflug nach dem zweitausendjährigen Ujjain unternimmt, spricht er im Angesicht der alten Stadt wie ein Cambridge-Fellow von Ilion, Troja, Helena, und bei Sonnenuntergang von Aurora, Luna und „Dianas solitary walk across the sky". — Heutzutage geht eben alles unter außer dem Abendlande.

Endlich kommt der jahrtausendalte Tauschhandel auf die Höhe. Beethoven wird der musikalische Liebling Japans, und wir empfinden es fast als Einwand gegen uns selbst, daß wir nicht unsererseits die Lamas mit ihren himalayesken Riesenposaunen, in denen Urlaute vereister Zeitlosigkeit schnarchten, zu abendfüllender Konzerttournee rings um Deutschland warben, als sie mit Tanz, Gesang und Wohllaut den Kino zur Mysterienbühne wandelten.

Wir häuten uns schnell. Hört erst das Kribbeln auf, werden wir allerwärts zoologische Gärten und Naturparks für jede Spezies von Lebewesen haben, die originell genug ist, um davon leben zu können, daß man sie beguckt, und die dann Sinn für das Echte sich unerschütterlich bewahrt. Auf der einen Seite werden wir die universale Bilderbühne — alles im Original — besitzen, mit allen Erleichterungen des Verständnisses: Massenbildungsreisen unter Führung erster Fachleute, Baedeker und Photos: die Romanze der Menschheit von der Steinzeitkultur der Südseepatriarchen bis zum Biedermeier —, auf der anderen Seite unsere etwas andere Gegenwart, deren Technik es uns erlaubt, was sie erledigt hat, preiswert und komfortabel breitesten Mittelschichten und reiferer Jugend als Bildungswerte darzubieten. Romantik als ein willkommenes Tonikum, um die individuelle Bedeutungslosigkeit universal proletarischen Daseins im technisch-kapitalistischen Zeitalter auszubalancieren.

Es könnten Augenblicke kommen, wo kontemplative Saturiertheit an Ewigkeitswerten und Kuriositäten des Vergangenen uns zum Alpdruck würde, wo rückgewandte Sehnsucht peinlich wird: billig erfüllt, ehe sie schwingen kann. Aber nur abwarten: wir schlagen Bresche für die Zukunft. Wir Massen, gleich besitzlos und durch die Bank friedlich gesonnen, werden unter ruckweis anschwellender Freude am Pazifismus einander ins Gewimmel schlagen und mit technischen Vernichtungsmitteln, die unserem eigenen Quantitätsbewußtsein angemessen sind, an Stelle reparabler Ruinen ringsum zerkrümelte Erdfläche, abgebrannte Steppe legen, in deren Lachen zerquetschte Konservenbüchsen pfleglicher Romantik glucksen. Bald werden wir die Mittel haben, mit denen wir hie und da tabula rasa schaffen. Unsere äußere Welt darf sich so gründlich wandeln, daß auch die innere sich vom Scharm des Gewesenen befreit. Wir

werden um uns blicken und nicht mehr verstehen, was schon daran gelegen sei, Vergangenes verstanden und verkonsumiert zu haben. Es wird unanständig sein, von Größe zu reden, indem man ein Buch über Cäsar schreibt oder Goethe zitiert, und bei Schönheit mit einem Augenaufschlag von der Taj Mahal im Mondschein zu schwärmen. Vor der Spannung des Lebens soll es als billige Flucht gelten. Die Schulzeit der Historie wird zu Ende sein. Die ganze Erde wird nur eine Gegenwart haben, vor der es keine Flucht gibt, nur eine Geschichte, vor der die bunten Erinnerungsmassen von Rom, Paris und Peking individuelle Kinderstubenreminiszenzen sind, deren wissenswerte Quintessenz hinter ihrer kuriosen Oberfläche liegt und völlig zeitlos ist. Wir werden glauben müssen, daß der Mensch ewig und immer ganz sein kann und in seinem Heut und Hier Möglichkeiten der Zukunft tragen muß, vor denen alles Vergangene unmöglich ist —, so unmöglich, wie seine ewige Gegenwart.

H. v. Hügel — Im Vélodrome d'Hiver

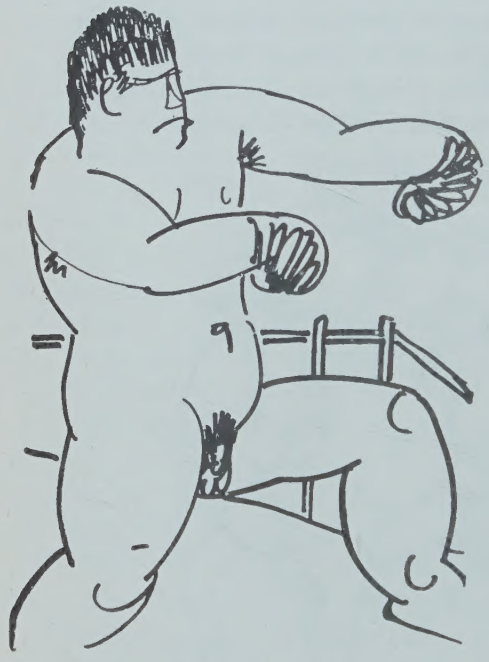
EROTIK IM KINDERBUCH

Von

KARL HOBRECKER

Hier ist Grün und da ist Grün unter meinen Füßen,
Ich hab' verloren meinen Schatz, ich werd' ihn suchen müssen.
Ja, ja, du bist es wohl, der mir ein Küßchen geben soll!

Das ist ein ehemals wohlbekannter, volkstümlicher Spielreim: Die Kinder stehen singend im Kreise, eins in der Mitte, das sich nach Belieben ein Büblein oder ein Mädel aus dem Ring holt und ein paarmal herumdreht. Dabei wird der Kuß an das Erkorene ausgeteilt, und es hat nun seinerseits die Stelle des Wählenden einzunehmen.



Werner Heuser

Heute wird das hübsche Liedchen von keinem Bilderbuche mehr verzeichnet. Eine spätere Lesart hat bereits den Kußvers geändert: Ach ja, ach ja, du bist es ja, dem ich dies H ä n d c h e n schuldig war. — Welch schauerliche Verwandlung! Der S c h a t z ist in diesem Text — von 1883 — noch stehen geblieben, aber in unseren Tagen darf natürlich ein so erotischer Gegenstand keinesfalls mehr in der Kinderstube auftreten.

Frühere Jahrhunderte dachten nicht so prüde. Die Jugend las, ehe es eine besondere Literatur für sie gab, das Volksbuch von Tristan und Isolde so gut, wie die verliebte Geschichte von der schönen Magelone und das ärgerliche Leben des vielberüchtigten Schwarzkünstlers Dr. Johannes Fausti. Der ist mit seinen grewlichen und abschewlichen Sünden einmal sogar ausdrücklich zu Ende des 16. Jahrhunderts der lieben Jugend vorgeführt worden, damit sie sich ein Beispiel daran nehme, wie man es mit den Bulschafften nicht halten solle. Die arge Helena aus Griechenland, so dem Fausti Beywohnung getan in seinem letzten Jahre, war ja auch ein rechter Abscheu. Wer mochte sich da noch verlieben, wenn der Teufel den Sünder so prompt abholte!

Der Zweck des Buches, moralische Entrüstung und einen braven Lebenswandel zu erzielen, war also erreicht. Ob das vorhielt, bis die alte Schwarte zerlesen war?

Die Schedelsche Chronik der Welt mag zu ihrer Zeit, vom Ende des 15. Jahrhunderts an, als bildreiches Werk den Kindern gern in die Hände gegeben worden sein. Man fand nichts dabei, wenn das junge Volk die vielen sehr natürlichen Dinge, von denen der dicke Wälzer voll ist, sich zu Gemüte führte und die drastischen Holzschnitte bunt in Farben setzte. Enthielten doch die Fibeln sogar derbe Buchstabierübungen von wahrhaft klassischer Frische. — Das Hallo möchte ich mit anhören, wollte heute der Herr Lehrer seine ABC-Schützen mit solchen Dingen unterrichten.

Aber das ist keine Erotik, es ist mehr Naturgeschichte.

George Grosz

Im Jahre 1548 schrieb Burkard Waldis seinen Esopus, gantz new gemacht, und wie im Vorwort mehrfach betont ist, für die Jugend zu Nutz und Lehr ans Licht gestellt. Da finden wir die Fabeln vom Weibe, das ihres Bulen Abzug beweynet. Vom unvorsichtigen Alten, der eine junge Dirn zur Ehe nahm. Vom Klausner, seiner versäumten Jahre klagend. Von einer Witwen, eines Mannes begirig. Vom Manne, der sein lüstern Weib zu hüten gab. Von einer Wittib und einem grünen Esel. Vom Manne mit zweien Frawen. Genug der Blütenlese aus dem ersten Band. Das sind Erzählungen, die man heute einem ausgewachsenen Staatsanwalt nicht mehr vorzusetzen wagen würde, der Spezialist in Ehescheidungssachen ist. Ja, diese Zeiten waren natürlicher als die unsere! Hören wir auch etwas Text.

In einer Moral ist zu lesen:

Was sich beim andern mag erzeigen
Dünkt mich viel besser, denn mein eigen:
Die meiste Milch gibt Nachbars Kuh,
Sein Weib ich sehr belieben thu.
Die Welt jetzt keinen Menschen hätt',
Dem es genügt an seiner Stätt'.

Etwas später ist die Rede davon, daß die Magd

Mir hat mehr denn einmahl gesagt,
Mit vielen Umbstenden bericht't,
Wie sie der Pfarrner offt anficht
Umb ire Junkfrawschafft zu bringen
Zu bösem Leben sie will dringen.
Und ist zu ihr in Stall geschloffen
Darin er sie drei mahl betroffen ...

Oh, ich möchte nicht weiter indiskret sein. Was gehn uns schließlich des Pfarrners Familienangelegenheiten an!

Der Klausner klagt:

Ach neyn! ach neyn!
Mein späte Bulschafft nit beweyn!
Sondern, daß ich als junger Knab
Niemalen eh'r geschmecket hab
Solch große Freud und Süssigkeyt
Beweyn ich jetzt und ist mir leydt.

Es gibt vielleicht unter den Heranwachsenden einige, die ihm das nachfühlen können.

Da ist denn jene Witwe. Sie klagt in einer Weise, die wir hier lieber nicht abdrucken wollen, daß sie so allein sey.

Wie sol ich thun? Gar nicht mehr kann
Mich so behelffen ohne Mann!
Doch forcht ich, daß man mich belacht
Auf mich ein gmeines Sprüchwort macht ...

Die Nachbarin rät, sie solle die Leute ruhig reden lassen, danach würden sie auch wieder still. Zum Beweis läßt sie ihren Esel grün anstreichen, über den in der Stadt zunächst alles spottet. Aber nach ein paar Tagen legt sich alles Geschwätz, und hoffentlich hat die Witwe aus der werktätigen Hilfe ihrer Freundin doch gleich die ehrlichen Konsequenzen gezogen.

Einst im Gelenz und Maiengrün
Ein Mann ward also frech und kühn
Des großen Kitzels also voll
Nahm zwey Weyber auff ein mol.
War nit zu jung, auch nit zu alt,
Sein Har halb graw, halb schwarz gestalt't.
Das ein Weyb war nun mehr betagt
Wie ein Pferd müd und abgejagt
Die ander war noch frisch und jung. —

Nun, ich sehe eben, die Geschichte ist ein wenig lang. Die Junge zupft dem Ehemann nachts die grauen Haare fort, sie will keinen Greis. Die Alte aber möchte nicht, daß er sich jünger ausnähme als sie selber,

sie rupft ihm die schwarzen Haare aus und der arme Kerl wird ganz kahl. Moral:

Einem Alten rat, daß er so bleyb
Fehrlich ist's, daß er nimpt ein Weyb.
Kann er sich aber nit enthalten
Soll er mit seines gleichen walten.

Otto Schoff

D. h. für den jugendlichen Leser: Nimm dir eine, die nicht über die dritte Klasse hinaus ist.

Eine Nonn in einem Kloster war
Gewesen wol bei zehen Jahr
Die klagt: Wie sein wir Leut verschlossen
Und werden nimmer ausgelossen!

Sie tut sehr ungeberdig, also daß man sieht:

Hilfft nit, daß man das Haar abschneidt'
Oder ißt kein Fleisch auf etlich Zeit —

Und diese Moral erscheint auch heute, im Zeitalter des Bubikopfes, noch angebracht. Demnach eine Geschichte für die Töchterschule.

Mehr für Knaben scheint bestimmt die Fabel vom Landsknecht, der

Gedacht' an einem Ort zu bleiben
Und wollt sich auch allda beweyben;
Mit einer Dirn er Hochzeit hat.
Als man die Braut nun bracht zu Bett
Und sie waren all beid allein
Setzt sich die Zart nieder und greyn.

Der Landsknecht tröstete sie ein bißchen, und sie sprach:

Ich weyn derhalben nicht
Ein andres ist, das mich anficht.
Er fragt': was ist's? sag mir dein Sinn!
Sie sprach: daß nimmer Jungfraw bin!
Er ward der Rede zwar nit froh —

fand aber auch seinen Trost. Sein Lebtag habe er's nicht überall nach Wunsch gehabt und sich behelfen müssen, warum denn nicht jetzt?

Wer kanns so genau beim Liecht besehn?
Einem Metzger ists wohl schon geschehn
Der teglich mit dem Vieh umbgeht
Sich auff allerlei Fleisch versteht
Dennoch oft schier betrogen ist —
So kum doch her, wie du denn bist!

Ich glaube beinahe, der heutige Jugendschriftenprüfungsausschuß würde die Erneuerung dieser Lektüre ablehnen. Eine gewisse Anschaulichkeit ist aber bei der Darstellung nicht wegzuleugnen, und die Mahnung der Moral, sich in die Umstände zu schicken, ist doch auch ganz beherzigenswert.

Es soll nun nicht heißen, daß nur die weniger für die Halbwüchsigen geeigneten Dinge aus der biederen alten Fabelsammlung hier vorgetragen worden seien. Die rauhe Mischung enthält Perlen von zartestem Schmelz, Dichtungen von großer Tiefe und Sentenzen von wunderbarem Reichtum.

Freiheit ist ein gar edel Kleinot
Wol dem, der es in Frieden hat,
Ob ér schon nit hat viel dabei
Es ist ihm gnug, daß er sey frey.
Drumb, wie das Sprüchwort melden thut:
Freiheit geht für all all zeitlich Gut.

Photo Vaux, Paris

Richard Strauß und Frau. Stoffpuppen von Maria Wasilieff

Ägyptische Bogenschützen und Speerträger. Holzgruppe aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.

Photo Riebicke

Paradeaufstellung der Reichswehr

Das schwarze Infanterie-Regiment von Lokoja (Nigeria)

Paris, Sammlung Poiret

Raoul Dufy, Start. Aquarell

Der Traber Ogatai Kahn in Paris

Photo Riebicke

Hengstquadrille des Landesgestütes Warendorf auf dem Berliner Reitturnier

Schwimmer

Der schwedische Matrose Arne Borg

Photo Riebicke

Hans Luber und Erna Murray
(Stadion Berlin)

Die Schwedo-Amerikanerin
Miß Märtha Norelius

All Thier sich zu ihrm Gleichen gsellen
Und freundlich zu einander stellen.
So solln sich auch die Menschen halten
Gemachte Freundschafft nicht zerspalten.

Selig wird der geacht allezeit
Den auff Erdt kennen wenig Leut.

Wo solche kernechten Sinnsprüche wachsen, da entschuldigt man auch wohl ein Unkräutlein, zumal das ganze Fabeln umfassende Werk frisch und munter geschrieben ist und nur vereinzelte Derbheiten enthält.

Fünfzig Jahre nach dem Esopus erschien Rollenhagens „Froschmeuseler", gleichfalls ein Buch für die Jugend. Auch dies Epos bringt Schilderungen, die alles andere als Lektüre für die noch unerwachsenen Menschen von heute sind. Der Froschmäusekrieg ist eben eine Nachahmung des „Reineke Fuchs", und der, als Volksbuch ebenso von aller Lesewut verschlungen, hat bekanntlich Unzweideutiges genug aufzuweisen. Man hat später den Reineke ad usum delphini gereinigt, aber es gibt auch eine um 1830 entstandene Ausgabe, die den ursprünglichen Text unverkürzt der gebildeten Jugend darbietet, und das war für jene Zeit alles mögliche.

Als das eigentliche Jugendschrifttum erschaffen wurde, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, sagten sich seine Begründer mit Recht, es müsse für Kinder auch kindliche Bücher geben. Die trieften nun von Moralität, aber der Weißesche „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes", der für Größere gedacht ist und noch am Anfang jener Literatur steht, enthält auch schon die versteckte Erotik der späteren Backfischgeschichten.

Da unterhalten sich zwei junge Stutzerchen über das Vergnügen, eine Liebesgeschichte anzuzetteln. „Es gibt erst Seitenblicke, Aufmerksamkeiten, Bestrebungen, einander auf mancherley Art zuvor zu kommen, gefällig zu seyn, Gelegenheiten aufzusuchen, wo man einander allein sieht. Seufzer, Verweigerungen, Erklärungen, kleine Zänkereien, Aussöhnungen. Dann folgen die verstohlenen Zusammenkünfte, die Überraschungen, die Liederchen, die Briefchen — herrliche Mittel wider die Langeweile, für eine entzückende Unterhaltung! Du sollst mein Vertrauter werden: denn ein Vertrauter gehört dazu, dem man den Fortgang erzählen kann."

Natürlich ist das ein abschreckendes Beispiel, aber es zeigt doch famos, wie's gemacht wird. „Wenn wir den Roman lange genug gespielt haben, hören wir auf. Indessen habe ich und sie einen angenehmen Zeitvertreib gehabt."

Es sind 15- und 16jährige, die sich so unterhalten. Ein Altersgenosse von ihnen erklärt frischweg: „Geht mir doch mit solchen Umschweifen! Das wäre mir zu weitläuftig. Wenn ich ein Mädchen haben will, so gehe ich geradehin, wo ich für Geld das Auslesen habe. Da ist die Nummer soundsoviel in der Königsstraße und die Nr.... in der

Lindenstraße, und — hier nannte er eine ganze Reihe lüderlicher Häuser.“ Ein dritter weiß eine Kupplerin, ein vierter will eine Theaterprinzessin unterhalten: „Die wenigstens, so lang ich sie bezahle, mein allein ist.“ Zukunftsträume, die ein braverer Jüngling dann ernstlich rügt. — Das Titelblatt dieses Bandes, in dem solcher Umgang mit der Gesellschaft dargestellt wird, ist mit dem Kupferchen einer Schäferszene geziert.

An meinem Lieblingsstückchen aus dem Weißeschen Erzeugnisse, dem sonst so langweiligen, möchte ich nicht vorbeigehen, obgleich es nicht eigentlich erotisch ist. Lottchen singt ihrem Hänfling zu:

Kleiner Wüstling, o wohin
Strebt dein großer Flattersinn?...
Willst du mir am Herzen liegen?
Sieh, ich öffne mit Vergnügen
Dir den Busen, streichle dich
Küsse dich, so wie du mich.

Lotte sollte doch immerhin bedenken, daß es ein männlicher Hänfling ist, dem sie so vertraulich ihren Herzensschrein öffnet.

Etwas später wird ein junger Fant verspottet, der ein Liebesgedichtchen verfaßt hat. Das Anseufzen des süßesten Gegenstandes durch alle zwölf Monate des Jahres ist zwar nicht des ganzen Abdrucks wert, aber immerhin mögen einige Zeilen hier stehen.

Holdselger May! Dich fühlt die fröhliche Natur!
Es liebt, was lieben kann, und preist dich unter Küssen.
Auch ich, ich hab ein Herz, das liebt — o möchte nur
Mein süßer Gegenstand sein Herz mir nicht verschließen.

November:

Nunmehr bricht sie herein, die Feyer der Natur,
Was sie uns reichlich gab, läßt sie uns still genießen:
Versagt die Lieb' uns auch die Lust auf freyer Flur
Weit heller glänzet sie in sanften Finsternissen.

Das ist ja recht nett. Minchen, die's gelesen hat, wird denn auch pflichtschuldigst knallrot.

Noch ein Bändchen weiter heißt eine Kapitelüberschrift: Drey Feinde junger Mannspersonen in großen Städten: Wein, Mädchen und Karten. Die erotischen Gefahren werden vorsichtig geschildert, und hier kann das Buch einen guten Zweck erfüllen. In Band 9 werden die Fragen aufgeworfen: „Ob die meisten Frauenzimmer nicht an dem Leichtsinne ihrer Liebhaber schuld sind?“ „Wie eine Eroberung geführt werden muß, wenn sie sicher seyn soll — in Absicht auf das Herz — in Absicht auf die äußerlichen Vorzüge.“ Dieser Ars amandi folgt in Band 11 die „Untersuchung, ob die Schuld mißvergnügter Ehen mehr an Männern

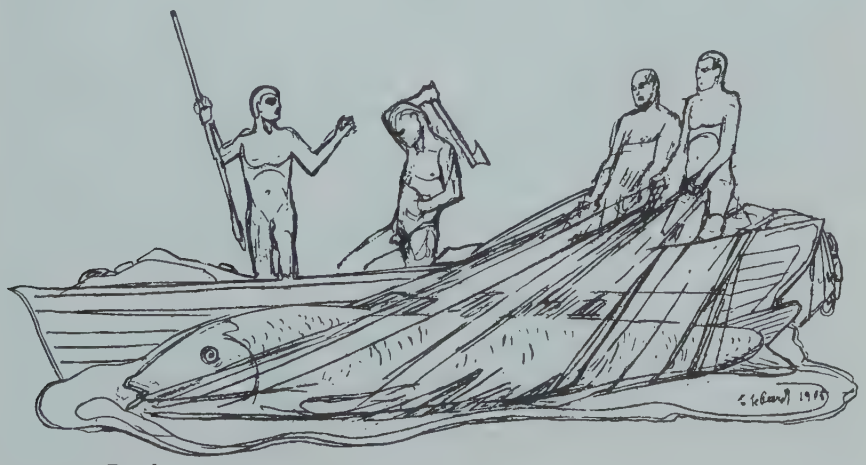
oder an Weybern liegt.“ Dazu die allegorische Erzählung: Psyche und Cupido. Das letzte Bändchen bringt eine Abhandlung vom Mond, dem großen Günstling der Empfindsamen und Verliebten. Es wird außerordentlich geschmachtet, und dann übers Schmachten gelächelt. Inzwischen hat man's gelernt. Auch ein zahmes Liedchen an den Amor, sogar mit Noten, lesen wir hier. Es heißt darin, man solle sich wappnen gegen des Eros Pfeile — so muß ich denn dies Windelgewäsch als Erotik verbuchen.

Derartige regelrechte Liebesliederchen für die reifere Jugend hat die heutige Zeit ebenfalls nicht mehr. Ungefähr gleichzeitig mit Weiße hat Chr. Ad. Overbeck in „Fritzchens Liedern“ die kleine Lotte ganz reizend angesungen. Wir kennen noch alle das wunderhübsche „Idyll von der Schiffahrt“ — oder wir sollten's doch kennen.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schifflein, o trage
Noch einmal mein Lottchen und mich!

Ist das Werkchen seiner Vorrede zufolge auch nicht dem ganzen Inhalt nach für Kinder bestimmt, so sollte doch der Kinderton getroffen werden. Hier wird eine Kinderliebe geschildert, zart und rein, so innig sie nur sein kann. Wo ein Büble oder Mägdlein das las, konnte die junge Seele keinen Schaden nehmen.

Heute sind die Jugendschriften guter Art durchweg brav. Zwar wird noch in den Backfischerzählungen verlobt, aber mit Maßen, auch wird hernach gehochzeitet, wie sich's gehört. In den Jungensgeschichten verloben die Helden sich weniger, und wenn von Liebe die Rede ist, so wird das in unbefangener Weise vorgetragen. Ich glaube indessen, die alten Erotiker unter den Kinderdichtern würden auch jetzt noch bei der Jugend Anklang finden.



Ernst te Peerdt

Ernesto de Fiori

ZU FUSS UM DIE WELT

Von

ARTUR WINTERFELD

Schon als kleiner Schulbub war Geographie für mich das Hauptfach. Stundenlang konnte ich vor meinem Atlas sitzen und mit dem Finger auf der Karte die ganze Welt bereisen.

Als ich elf Jahre alt war, schickte mich meine Mutter allein per Bahn nach München, um meinen Vater zu besuchen. Diese Gelegenheit benutzte ich, um mir München auf eigene Faust anzusehen. Es ging so lange gut, bis die Polizei mich aufgriff und meinem Vater aushändigte, der mir dann den Lohn mit einer tüchtigen Tracht Prügel auszahlte.

Mit meinem vierzehnten Lebensjahr war mir dann die Stadt Hamburg zu eng geworden, und da ich für die Schiffsjungenabteilung der Kriegsmarine zu jung war, bettelte ich so lange, bis meine Mutter die Erlaubnis gab, daß ich auf dem kleinen Zweimastschoner „Maria-Luise" als Schiffsjunge und Koch anmustern durfte. Endlich war mein Wunsch erfüllt, aus den engen Straßen Hamburgs herauszukommen, ich zog durch das endlose weite Meer, nichts als Wasser, Himmel, Salzfleisch, Backpflaumen mit Klößen und die nötigen Prügel. Das alles aber in reichlichem Maße.

Doch bald genügte mir auch das nicht mehr, ich wollte mehr sehen, Land und Leute kennenlernen, und nachdem ich von verschiedenen Schiffen desertiert war, traf ich eines Tages wieder in Hamburg ein. Hier hielt ich es wieder nicht lange aus, und kaum 16 Jahre alt, verließ ich Hamburg und reiste zu Fuß nach Frankreich. Originellerweise gerade dahin, von wo später meine große Reise beginnen sollte. Dort angekommen, war mein letztes Zehrgeld aufgebraucht. Was nun tun? Hunger tut weh! Indem ich Koffer trug, den Kellnern die Stühle und Tische auf den Terrassen aufstellen half, Autotüren auf- und zumachte, verdiente ich meinen Lebensunterhalt. Manche Nacht war irgendeine Bank im Bois de Boulogne mein Nachtquartier.

Eines Tages lernte ich einen jungen Deutschen aus Dresden kennen. Wir schlossen Freundschaft, teilten Leid und Freud miteinander, bis wir eines Tages per Zufall hörten, daß eine französische Sportvereinigung junge Leute suchte, welche eine Fußreise um die Welt antreten sollten. Das war das Schicksal, das für mich voraus bestimmt war. Wir meldeten uns, wurden ärztlich untersucht und bekamen nach einiger Zeit die für uns erfreuliche Nachricht, daß wir einige von den wenigen waren, die diese Reise antreten durften.

Es war am 1. Januar 1900, 12 Uhr nachts, als wir reisefertig vor dem Gebäude der Zeitung „Le Matin", von Tausenden von Neugierigen umringt, unseren langen Weg antraten. Ich habe diese Reise mit dem festen Willen begonnen, sie unbedingt zu Ende zu führen, und hätte sie auch mit Gottes Hilfe beendet, wenn nicht meinem Vorhaben durch den Weltkrieg 1914 ein Halt geboten worden wäre.

Jeder von uns bekam 5000 Postkarten mit der eigenen Photographie und ein Klischee zur Anfertigung von neuen Karten mit auf die Reise; im Nu waren sie alle verkauft. Der Verkauf dieser Postkarten, von denen wir uns natürlich immer neue anfertigen ließen, war vorläufig unsere einzige Einnahmequelle; später hielt ich Vorträge und veröffentlichte Einzelheiten von meiner Reise. Der Zweck der Reise, für welche fünfzehn Jahre vorgesehen waren, bestand darin, unsere Reiseeindrücke und Erlebnisse in monatlichen Berichten mit den dazugehörigen Photographien zu liefern.

Das sogenannte kleine Gepäck (später für die Tropen hatte ich das große Tropengepäck) bestand aus einem Tornister mit folgendem Inhalt: 2 Leinenanzüge, 2 mal Unterwäsche, 10 Paar handgestrickte wollene Strümpfe, 4 Paar Brust- und Rückenschoner, 1 Paar Reservestiefel, 1 kleines Zelt mit Stangen, 1 Paar Sandalen, 2 wollene Leibbinden, 1 Kochgeschirr, 1 Photoapparat 9 × 12, 1 kleine Apotheke, 1 Zeißglas,

Erna Pinner

1 Koppel mit 3 Patronentaschen, 1 Revolver, 1 Winchester-Karabiner, Postkarten und andere Kleinigkeiten. Zusammen ein Gewicht von 36 Kilo. Das große Tropengepäck wurde später in Afrika von Kamelen getragen, da ich mich dort streckenweise den Karawanen anschließen mußte.

Zur Kontrolle hatte ich mein Kontrollbuch bei mir, da ich mir überall bescheinigen lassen mußte, daß ich passiert war. Es wurde immer die fortlaufende Nummer angegeben (im ganzen habe ich 36 647 Kontrollen durchgemacht), das Datum, wo ich herkam, wann ich ankam, wie lange ich mich aufhielt, wohin ich weiter ging, die Kilometerzahl bis zum nächsten Dorf, Unterschrift des Bürgermeisters, Polizeipräfekten, Konsulats, Amtsvorstehers usw. Überall in Stadt, Dorf, Flecken, auch in den kleinsten Ortschaften, wo es manchmal gar keine offizielle Amtsperson gab, holte ich mir meine Kontrolle, und wenn sie der Dorfälteste machen mußte.

Nach den ersten vier Monaten gab mein Freund die Reise auf, während ich weiter lief. Von Monat zu Monat wurde es mir schwerer, und der Mut hat mich mehr als einmal verlassen, aber mit etwas Energie raffte ich mich immer wieder auf. Es würde zu weit führen, wenn ich hier die vielen Begebenheiten und Erlebnisse, das viele Interessante niederschreiben wollte. Ich mache deshalb nur einige Notizen: Im Anfang begannen schon die ersten Schwierigkeiten: da war das Passieren der Grenzen, das Erlangen der Geleitbriefe, die vielen wirklich interessanten Erlebnisse mit den Behörden, mein Leben an und für sich, wie ich in den verschiedenen Ländern aufgenommen wurde, die Kämpfe, welche ich weniger mit wilden Tieren oder Menschen als mit dem Klima, Wasserverhältnissen und vielem anderen zu bestehen hatte; die Kämpfe, die ich mit mir selbst, mit meinem Körper, meiner Energie, mit meinen Idealen, mit meinem eigenen Ich hatte, die vielen Menschen und Nichtmenschen, die verschiedenen Charaktere, die ich kennenlernte (da möchte ich mit dem alten Fritz rufen: Je mehr ich die Menschen kennenlerne, desto lieber habe ich die Hunde!), kurz und gut, wenn ich das alles schreiben wollte, so müßte ich ein dickes Buch füllen. Die ersten sieben Jahre meiner Reise lebte ich zum Teil vegetarisch; ich trank keinen Alkohol, rauchte nicht, aß kein Fleisch und enthielt mich bis zu meinem vierundzwanzigsten Lebensjahre jeden geschlechtlichen Verkehrs.

Ich lebte von Früchten, Gemüsen, viel Mandeln und Nüssen, Eiern und Milch, Schokolade und Backobst. Ernstlich krank war ich Gott sei Dank nie. Ich bekam in Afrika einen Sonnenstich, und zwar in der Tunisie, vier Kilometer vor Sfax, und wurde laut meinem Kontrollbuch am 19. August 1908 im französischen Militärlazarett in Sfax eingeliefert, wo ich bis zum 1. September 1908 bleiben mußte. Dann hatte ich einmal, aber nur sehr leicht, Malariafieber, und einmal wurde ich auf der Etappe von Guadalajara nach Matamoros in Mexiko (die Tour dauerte 41 Tage durch die Pampa), kurz vor Matamoros, von

Käte Wilczynski (Slg. Dr. Heinrich Stinnes) Im Dôme

Banditen überfallen, meines ganzen Gepäcks und meiner vier Maulesel beraubt und durch Schüsse am Rücken und an der rechten Hand verwundet. Zwei Tage später erreichte ich Matamoros, es war auch die höchste Zeit, denn weit wäre ich nicht mehr gekommen. Hier wurde dann für mich eine Sammlung veranstaltet, wodurch es mir möglich gemacht wurde, Tragtiere und Aurüstung neu zu kaufen.

Das Laufen an und für sich wurde mir nur in den ersten drei Jahren schwer, bis der ganze Körper durchgearbeitet war. Wohl hatte ich während meiner langen Reise, was das Laufen anbetrifft, öfters schwere Momente, ich kam aber immer wieder darüber hinweg.

Nervenaufreibend war aber folgendes: Auf jeder Bürgermeisterei, bei jedem Konsul, bei jedem Amtsvorsteher, im Hotel oder Gasthof, auf Zeitungsredaktionen, von jedem Kellner, Zimmermädchen, Polizisten,

fast von jedem, der eine Postkarte mit meiner Photographie kaufte (ich habe Millionen verkauft), täglich, stündlich und in jeder Minute wurden mir immer wieder dieselben Fragen vorgelegt: Wo kommen Sie her? Wohin gehen Sie? Wie lange bleiben Sie? Wie lange sind Sie schon unterwegs? Wie lange laufen Sie noch? Waren Sie krank? Wie fühlen Sie sich? Was essen und trinken Sie? Wie lange oder wieviel Stunden schlafen Sie? Haben Sie Angehörige? Wie lange haben Sie dieselben nicht gesehen? Haben Sie Schwestern oder Brüder, oder haben Sie noch Vater und Mutter? Wieviel Kilometer laufen Sie pro Tag? Haben Sie Hühneraugen? Tun Ihnen die Füße nicht weh? Wo ist es am schönsten? Wo ist es am wärmsten? Wo sind Sie am besten empfangen worden? Wo gibt es den besten Wein und wo die schönsten Frauen? (In Deutschland!) Sind Sie schon überfallen worden? Wieviel Tiger und Löwen haben Sie geschossen? (Keinen einzigen!) Haben Sie viel Erlebnisse mit Frauen gehabt? Fahren Sie auch mit der Bahn? (Nachweisbar durch meine Kontrollbücher nicht ein einziges Mal! Bin einmal in den Bergen in Nordamerika (Ohio) vier Meter abgestürzt, habe mir das linke Bein aufgeschlagen. Ich ließ mich nicht tragen und humpelte noch neun Kilometer zu Fuß, bis zum nächsten Ort. Ich habe in den Hotels noch nicht mal die Fahrstühle benutzt!)

Manchmal kamen die unmöglichsten Fragen. Zum Beispiel: Essen und trinken Sie auch? Laufen Sie Tag und Nacht? Wie machen Sie es denn, wenn Sie über das Meer müssen? Warum fahren Sie nicht mal ein Stück mit der Bahn, das weiß doch niemand? Waren Sie auch am Nordpol? Oder: Warum laufen Sie nicht barfuß? — Ein Mädchen in der Sierra Nevada (Südspanien, es gibt dort sehr viele Naturmenschen, und nur ganz wenige können lesen und schreiben) fragte mich mal eines Abends, als wir in den Bergen den Aufgang des Mondes beobachteten, ob ich auch dort war, wo der Mond ist, ob er sehr groß ist, und ob es bis dorthin weiter wäre als bis Madrid! Das klingt unglaubhaft, ist aber Wahrheit.

Kurz und gut, millionenmal wurde ich immer wieder gefragt, und immer wieder dasselbe, und jedem mußte ich und habe ich freundlich und zuvorkommend geantwortet. Es kamen auch solche, die mich auf Herz und Nieren prüften, denen konnte ich durch meine Unterlagen Beweise liefern, denn es gab genug Menschen, die nicht glauben wollten, daß ich tatsächlich zu Fuß laufe! Viele haben mich, meine Reise und Arbeit verstanden, wären gerne selber mit mir gelaufen, ich habe viel, sehr viel ganz begeisterte Anhänger gefunden; andere wieder hatten nicht das geringste Interesse, und es gab auch solche, welche meine Arbeit als Kinderspiel hinstellten.

Ich wurde oft gefragt, wieviel Stiefel ich verbrauchte! Es war gar nicht so schlimm. Ich trug hohe gelbe Schnürstiefel, welche bis ans Knie reichten, mit flachem Absatz und brauchte im Durchschnitt alle vier Monate ein Paar. In Amerika brauchte ich meine Stiefel niemals

Der Weltwanderer Artur Winterfeld mit seiner Bulldogge Jak, die von seinen Hunden am längsten ausgehalten hat

Vor seinem Zelt in Unterägypten

Photo Wide World

Zöglinge des Gurdjieff-Institutes für Seelenharmonie in Fontainebleau

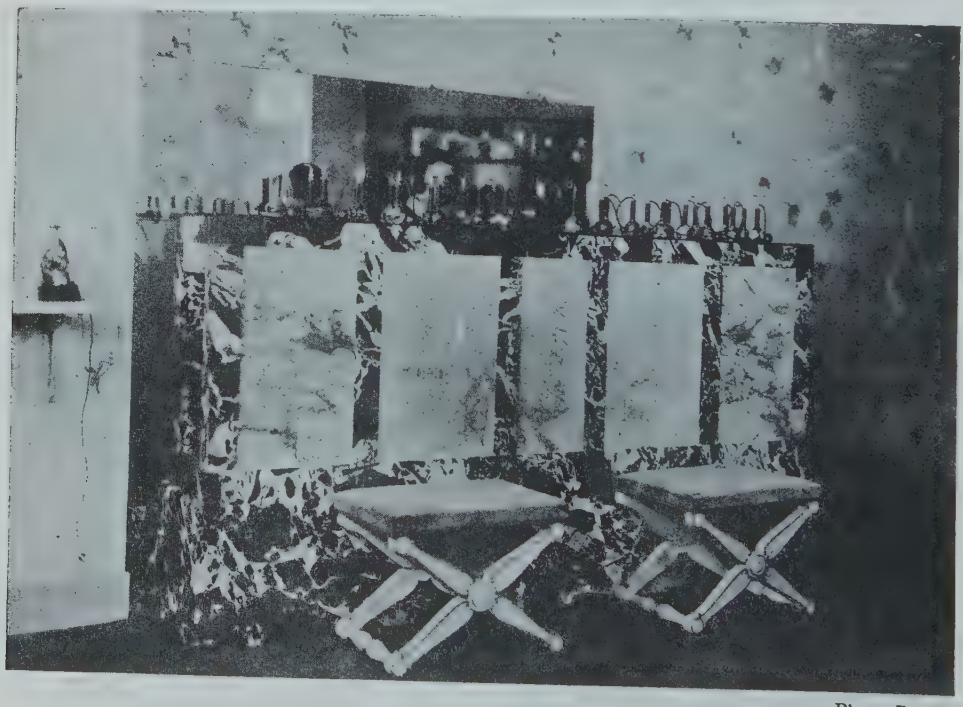


Photo Bonney

Poirets Bar für Wohlgerüche auf der Kunstgewerbeausstellung in Paris

Photo Armand Salacrou

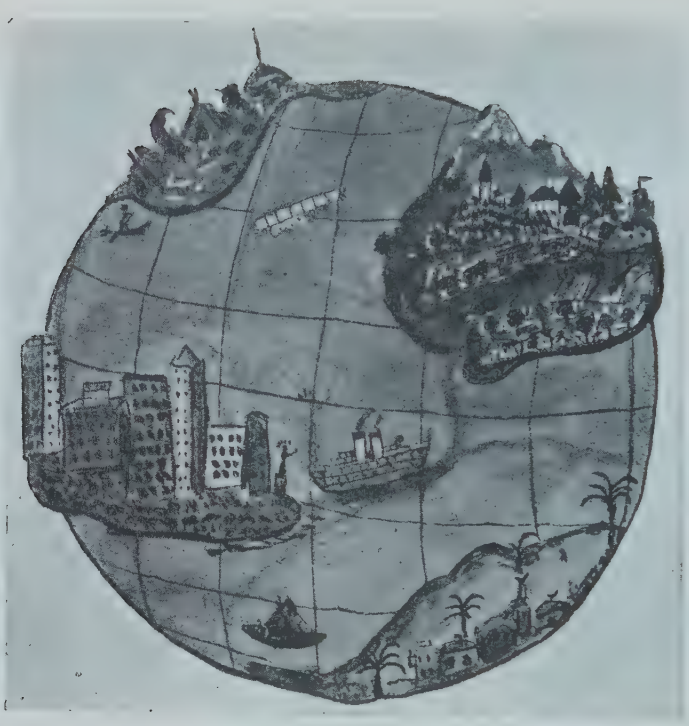
Juan Gris, Roland Tual,
Michel Leiris, André Masson
in Kahnweilers Garten in Boulogne

Photo Isaac Grunewald

Jules Pascin in Sanary

Photo Lotte Bloch-Zavrel

Peter Altenberg, Hermann Bahr und Kolo Moser am Lido



Erik Charell. Seine kleine Reise um die Welt (Aquarell)

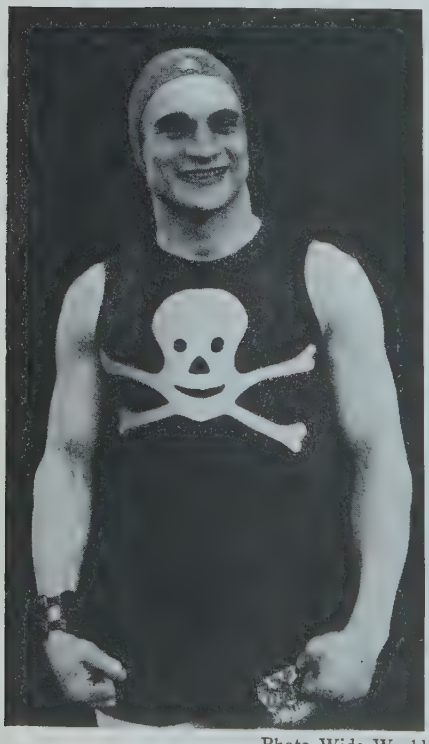


Photo Wide World

Der Taucher Willy Wolf in Rouen

Atlantic-Photo

Der Großadmiral Jellicoe in Wembley auf der Rutschbahn

zu kaufen. Die großen Schuhfabrikanten lieferten mir die Stiefel umsonst. Ich mußte nur die extra für mich angefertigten, nachdem ich drei Monate darauf gelaufen war, zurücksenden; ich bekam dann ein Paar neue Stiefeln, und mit den alten machte die Firma ihre Reklame. Auch die vegetarischen Vereine ließen sich von mir über meine Lebensweise Berichte schreiben und machten damit Propaganda.

Ich möchte auch folgendes bemerken, weil sehr viel Menschen die Frage an mich richteten, warum ich 135 000 Kilometer machen wollte, da es doch rund um die Erde nur ungefähr 42 000 Kilometer wären: Meine Reise ging nicht nur um die Welt, sondern um und durch die Welt. Ich machte meine Reise nicht in gerader Linie, sondern ich besuchte jede Hauptstadt jeder Provinz. Das erforderte ein Kreuzundquerreisen in jedem Lande, und dadurch kam die Zahl 135 000 heraus.

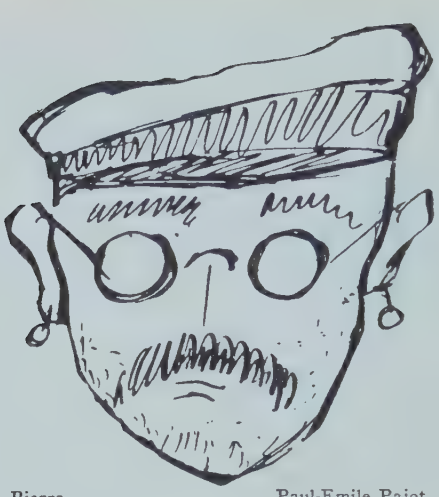
Diese 135 000 Kilometer sollten in 15 Jahren zurückgelegt werden, gleich 24 Kilometer 650 Meter pro Tag. Später wurde die Reise um zwei Jahre, also im ganzen auf 17 Jahre, verlängert.

Vom 1. Januar 1900, nachts 12 Uhr, bis zum 3. März 1915, mittags 12 Uhr und 10 Minuten, habe ich laut letzter Zusammenrechnung in meinem Kontrollbuch Nr. 14 119915 Kilometer und 373 Meter zurückgelegt. Da mußte ich des Krieges wegen aufhören, nachdem ich in ungefähr 20 Monaten meine Reise hätte beendet haben können.

Europa, Afrika und Amerika habe ich fertig bereist. Bei Asien fehlt mir ein Teil Japans und Chinas. In Australien erledigte ich einen Teil der Küste. Es gibt über die einzelnen Länder, Städte und Ortschaften, über alles von mir Gesehene und Erlebte so ungeheuer viel zu erzählen und zu berichten, daß, wenn ich auch nur einen bescheidenen Anfang machen wollte, dieser Bericht ins Kolossale wachsen würde. All die vielen Begebenheiten, wie wunderbar der liebe Gott die Welt geschaffen hat, das herrliche Gefühl, ganz frei, ohne Kummer und Sorgen, von jedem geehrt und geachtet, von jedem bestaunt und bewundert, jeden Tag, jede Stunde etwas anderes und neues zu sehen, frei wie der Vogel durch unsere schöne Gotteswelt zu wandern! Wieviel Menschen mag es wohl geben, die gar nicht wissen, wie ungeheuer viel, sei es die unendliche Wüste, die großen Steppen, der finstere Urwald, die herrlichen Meeresküsten, ja, sei es eine einfache Landstraße, uns erzählen könnten! Wie wenige Menschen gibt es, die das Glück hatten, viel, sehr viel gesehen zu haben, und wie viele gibt es, die von der Welt, in der sie leben, keine Ahnung haben!

Wie wenige Menschen gibt es, welche die Sprache der Blumen, Vögel, der Bäume und Tiere und alles, was es in der Natur gibt, verstehen und begreifen!

Mir hat die Arbeit nichts geschadet, ich bin heute noch gesund und munter und würde gern, trotz meiner zweiundvierzig Jahre, dieselbe Reise noch mal von neuem beginnen.



Pierre Paul-Emile Pajot

PAUL-EMILE PAJOT

Par

JEAN COCTEAU

On achetait Ziem, on achète Utrillo, etc.... Il y a aussi la vraie peinture-peinture: Renoir, Cézanne. Nous méprisâmes l'anecdote et ceux qui l'exigent. Or, tout change — la poésie, le miracle, envahissent les branches nombreuses de l'art. Nous demandons aux artistes l'emploi spirituel du don qu'ils possèdent. Le *Ah! que vous m'amusez* prend la force profonde et terrible du *Ah! que vous m'ennuyez* de Racine. Je cherche l'artiste qui me parle et qui ne se contente pas d'être beau.

Paul-Emile Pajot m'amuse et m'intrigue sans le vouloir. Max Jacob me disait un jour, entre autres vérités admirables: «Méfie-toi d'aimer ce que tu es en train d'écrire, c'est que cela ressemble à des choses que tu aimes. Si tu trouves, si tu es seul, tu ne peux t'appuyer sur rien et ton œuvre te déroute comme elle déroutera le public.»

Pajot ne ressemble à rien. Du reste il n'est rien. Je suppose qu'il me touche parce que les bateaux et les choses de la mer me touchent. Il est un homme qui peint des bateaux. Il ne peint pas de bateaux pour les gens qui aiment la peinture, mais il est un peintre pour gens qui aiment les bateaux. Il dérange l'esprit, on ne peut pas le classer, le comparer, le louer. Je le conseille aux personnes lasses d'être assises. Leur goût, privé de point de contact, tournera dans le vide. Pourquoi, se demanderont-elles, ai-je un Paul-Emile Pajot? Je n'ai aucune raison de l'admirer. C'est énorme. Quelle cure contre les fatigues de l'art! Ni naïf, ni absurde, ni habile, ni peintre, ni sublime, Paul-Emile Pajot soulève le problème du plaisir. Un homme vraiment libre se montrera s'il n'hésite pas à prendre le large sur une des œuvres de cette exposition mystérieuse à force de vérité.

(Vorwort zur Pajot-Ausstellung in der Galerie Pierre)

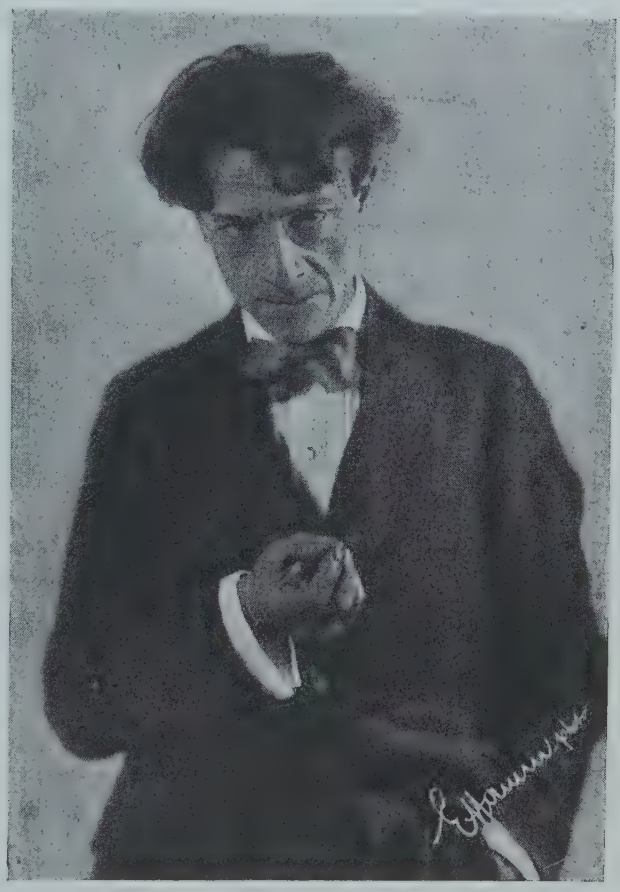
DER HASS GEGEN DAS MONOKEL

Von

ANTON KUH

Du rundes, glasklares, sachtgewölbtes Zeug auf meinem Tisch, knappster Schliff aus „schön" und „nützlich" — wie bist du mir Amulett und Leuchte und Münze! Wenn ich dich in der Hand wiege, so leicht wie ein Kronjuwel, bin ich ein Fürst ohne Land. Denn mein Gesicht hat dich mir verliehen — Gesichtsorden I. Klasse!

Es gibt Menschen, die ihrer Weltanschauung ihr Monokel verdanken. Die tragen es zu Unrecht. Aber es gibt solche, und ich zähle mich darunter, die ihrem Monokel die Weltanschauung verdanken. Für die ist seine Benutzung Pflicht.



Bildnis Anton Kuh

Mag man glauben, daß ich aus preziösem Geckentum so spreche — mein Monokel stammt nicht aus der Hinterlassenschaft der Dandys und Satanisten, eines Wilde oder Villiers de l'Isle, viel eher leitet sich sein Stammbaum auf Kaiser Nero zurück, zwischen dessen grünem Einglas und dem Brande Roms ein mehr als optisch-souveräner, nämlich ein sozial-psychologischer Zusammenhang bestand.

Wie aber geschah es, daß mir das Monokel mein Weltbild gab?

Ich sah, daß es gehaßt war, spürte den Gründen nach, und kam auf folgende Gesetze:

Die meisten Gesichter sind nicht des Hin-Sehens wert. Sie sind, um den Sprachgebrauch neu aufzurütteln: eine Sehensunwürdigkeit. Daher dankt man es Gott, daß sie durch keinerlei besonderes Kennzeichen unsere Aufmerksamkeit hinlenken, daß sie keine Fahne, kein Lichtsignal ausstecken, um den Blick der Nebenmenschen für sich zu gewinnen. Trügen sie so eine Flagge oder Ausschmückung — die Vordringlichkeit wäre hassenswert.

Daher, erste naiv-optische und berechtigte Ursache dieses weltumspannenden Monokelhasses: das Monokel ist eine solche Fahne, der stupiden Gewöhnlichkeit Beachtung schaffend.

Das zweite Motiv aber ist bereits psychologischer Natur und spricht gegen den Hasser. Der Eindruck löst bei ihm Ärger aus über den Anspruch. Welche Kühnheit, denkt er, sich von der Affengleichheit der Gattung „Mensch" emanzipieren und im Käfig dieser Welt ein Unterscheidungsmerkmal tragen zu wollen! Mitaffen heraus! Duldet kein Privileg!

Aus ähnlichen Gründen dienen, wie man weiß, originell gekleidete, langhaarige, auf einem Bein hüpfende oder durch Genie ausgezeichnete Persönlichkeiten dem öffentlichen Gespött.

Hier setzt auch mein Erlebnis ein. Je mehr ich Grund 1) der Mitwelt zubilligte, desto mehr nahm ich ihr Grund 2) übel.

Denn das Monokel, das so viel Ärgernis schuf, erschien mir nunmehr als ein Symbol, das, statt von außen dem Gesicht eingezwängt, auch unsichtbar in ihm enthalten sein könnte, Symbol des Mutes: anders auszusehen; Merkmal des Risikos: aufzufallen. Halt, hier hak' ich mich fest — warum euer Zorn dagegen?

Ich gelange zur Folgerung:

Dieser Zorn muß seine Ursache offenbar in der eigenen Mutlosigkeit und Abgeneigtheit haben, ein Gleiches zu tun; in starken Selbstzweifeln. Wer aber diese Unsicherheit fühlt — wie soll er einem anderen Sicherheit kreditieren? Muß er das Tragen des Monokels nicht als heuchlerischen, präpotenten Anspruch nehmen, die Herkunft aus derselben Unsicherheits-Gasse zu verleugnen? Muß er seinen Träger nicht als Drückeberger der gemeinsamen Verlegenheit ansehen, der Mysteriosität vorspiegelt und zwischen sich und den detektivischen Blick der Umwelt ein Kristallfenster schiebt?

Hier bin ich bereits beim Problem des Plebejertums.

Diese Unsicherheit, diese Angst aufzufallen, dieser argwöhnische Haß gegen die anderen, verbunden mit dem Schuldbewußtsein, wie schlecht ihm selbst eine Maskierung gelänge — das ist der ganze Plebejer!

Der Plebejer ist nämlich der Mensch, der fühlt, daß ihm die Klassenhörigkeit (unter Klasse meine ich vornehmlich das, was man unter „geistigem Mittelstand" versteht) in Gesicht, Gebärde, Haltung, geschrieben ist, und der unter dieser unentrinnbaren Durchsichtigkeit, die ihn weltscheu, ungraziös, taktlos macht, namenlos leidet. Niemand aber ist ihm verhaßter, als ein Mensch seinesgleichen, der sich — etwa durch ein Monokel — undurchsichtig machen möchte. Da werden alle Resignationen und Gedrücktheiten in ihm rebellisch. Da fühlt er sich gedemütigt und herausgefordert. Alles recht logisch — wenn sich nun nicht das Malheur ergäbe, daß er, wo ihm von der Zeitung, dem Lesebuch, der Partei oder seinen Geistesgöttern nichts anderes vorgeschrieben erscheint, schlechthin jeden, der sein Blutgegenteil und Bändiger ist, für einen solchen frechen Klassen-Deserteur hält.

In den meisten Ehrenaffären und überall, wo man auf den ersten Blick feststellt: „Der ist mir unsympathisch" — ist nichts anderes im Spiel. Keine Widersacher befehden sich so heftig, wie zwei Kommis, die sich voreinander maskieren.

Der erste Schritt zu meiner Weltanschauung war durch diese Erkenntnis getan, ich hatte eine Einteilung.

Nun aber — was geschah meinem Monokel!

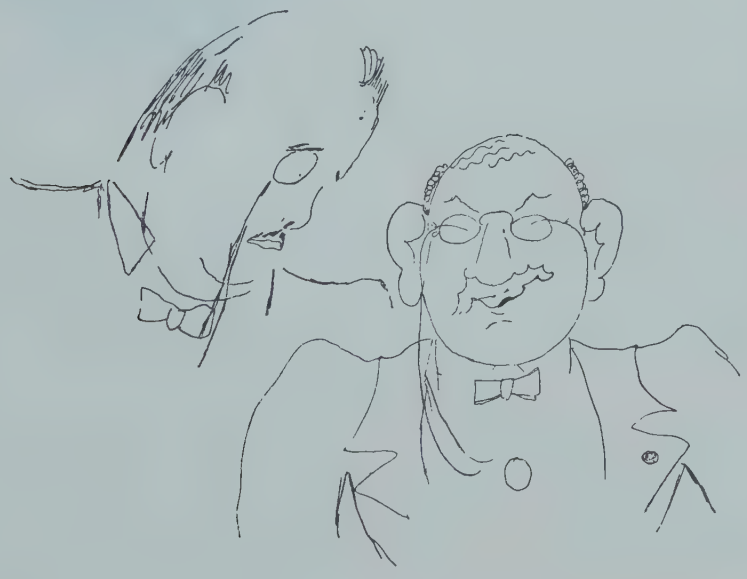
Es wurde zur Mausefalle, zum Fliegenpapier für Plebejergesichter, zu einem photographischen Objektiv, das ihnen zurief: Bitte, ein unfreundliches Gesicht! Jeder, wie er hineinguckte, war sofort aufgenommen. Schon schwang ich es froh in der Hand, als statistischen Behelf und Beute-Mittel! Wenn sich darin, wie es von den brechenden Augen der Ermordeten heißt, die Übeltäter auch für die Zukunft fixieren sollten — ich könnte es einem noch nicht dagewesenen Museum für Menschheitskunde als noch nicht dagewesenes Exemplar vererben! Manchmal sah auch ein Monokel hinein (vergipsten Mundwinkeln Rückhalt bietend). Denn klarerweise mußte sich's immer häufiger ereignen, daß ein Plebejer den Graben der Angst überhüpfte und seine Butterbrot-Visage mit einem Glas zierte — aus Weltanschauung. Wie sagte ich doch, daß sein Antlitz hernach aussah? Wie eine „flammende § 23-Berichtigung gegen sein Monokel im Auge"!

Wer zu solchen Erkenntnissen gelangt, muß durch ein Gesicht dazu gekommen sein; Gesicht — sowohl mit dem Plural „Gesichte", wie „Gesichter"; denn nur wer das eine hat, hat das andere. Mein Kronstolz ist begreiflich.

Wie scharf und streng scheidet sich seither vor meinem Aug' das Unedle, Unfreie, Armselig-Unaromatische auf Erden von allem Geistig-Gut-Gearteten! Nationalismus, Schweizerkäse, Sexualneid, Autoritätsglaube und Handschweiß hie. Adel und Anarchismus drüben — die kleine Glitzerscherbe zeigt sie, blickt ein würdiges Auge durch, in einem vielstufigen Panorama. Kaiser Nero (Nietzsche I.) sah erst das kreischende Gezücht hindurch, die Hysterie vor dem Brand. Er gab ihnen — Allgütiger! — den Brand dazu.

Was nun, fragst du, bleibt den anderen verbrannten Christen wie entbrannten Soldaten? Was spreizt ihre Seelen wie unsere Augen das Monokel?

Eine geschluckte Scherbe. Sie fängt auch mit „Mo" an und heißt: Moral.



Jean Cocteau

Serge de Diaghilew und Léon Bakst

DÉDICACE

Par

JAQUES DARNETAL

Et nous les petits,
les obscurs, les sans grades.
(L'Aiglon)

A vous, je veux donner ces vers
De débutant, d'ami, de frère,
Qui sait, dans ce vaste univers
Peut-être serons-nous confrère
De misère.

Je ne sais si j'ai du talent:
Et si je doute de moi-même,
Avant de prendre mon élan
Je veux le répéter, bohême,
Que je l'aime.

Je vais mener un dur combat,
Dont on ne sort jamais indemne,
Et si vous me mettez à bas,
Je succomberai non sans peine
Et sans haine.

Cependant, je brandis la lance
Contre les préjugés du vers,
Et comme une balle qu'on lance
Je frappe à tort et à travers
Les travers.

D'Aragnès — Bildnis Darnetal (Radierung)

A vous, ouvriers du génie,
Dont j'admire la pauvreté
Et les merveilles qu'on vous nie
J'offre ces vers; le bel été
D'un raté.

Si jamais un soir à ta porte,
Tu entends frapper deux coups, c'est
Que ma chandelle sera morte ...
Alors proclame mon décès
Sans procès.

Mais je rime et ma Muse est riche,
Il me semble être surhumain;
De mes pensées que je défriche
Jaillit enivré d'incertain
L'En-demain.

Sous ton très merveilleux égide
Je place mes premiers essais,
Frère superbement aride
Qui m'entr'ouvre déjà l'accès
Du succès.

(Aus „Dissonances, Poèmes", Paris 1923, Librairie de France)

DIE GROSSE NUMMER

Von

A. H. KOBER

„Ein Druck von dieser zarten Hand — —
Und du stehst im Hemde."

Als 1834 der Athlet Charles Rappo auf dem Wege von Nishnij-Nowgorod nach Simbirsk von Räubern überfallen wurde — dreißig gegen acht —, brach er eine Deichsel aus seinem Wagen und schlug mit dieser gewaltigen Keule auf die Gegner ein. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts produzierte sich Adolphe Morro als „Eiserner Tenor": er ließ sich zehn Zentner auf die Brust legen und schmetterte dann aus dieser wirklich vollen Brust eine Opernarie. Der um 1900 berühmte Ringer Eberle pflegte auf einsamen Waldspaziergängen mit Baumstämmen zu jonglieren. Sein Kollege Karl Abs hob ein Pferd, Eisenkönig Breitbart zwo.

Keine dieser Kraftleistungen aber hat mir so imponiert wie: eine Backpfeife. Eine Backpfeife, die von zarter Hand Anno 1916 ausgegeben wurde. Es begab sich damals nämlich, in einer schönen Maiennacht, daß in der Friedrichstraße zu Berlin ein Gent eine Dame ansprach. Mit einem unerwarteten Erfolg: die Holde gab ihm eine Backpfeife, daß er über den Damm flog, bis in die Schaufenster eines gegenüberliegenden Cafés. Da hierbei die Scheibe zertrümmert wurde, ergab sich ein Prozeß: der Wirt wollte seine Fensterscheibe ersetzt, der Gent sich die Wange verletzt und die Dame die Backpfeife versetzt haben, um sich als anständige Frau zu erweisen. Das war „Katharina die Große", als Kraftnummer im „Wintergarten" engagiert.

„Katharina die Große" trat in einem russischen Kostüm auf, Hals und Rücken waren entblößt. Und auf diesem Rücken fing sie Kugeln auf, die sie fünf, sechs Meter hoch geschleudert hatte. „Mache die verehrten Herrschaften darauf aufmerksam, daß die Kugeln Katharinas der Großen reell dreißig bis fünfzig Pfund wiegen, und werden dieselben zwecks Prüfung dem geehrten Publikum herumgereicht", sagte der Manager. Dann kreuzte Katharina die Arme, blickte mit kühler Gelassenheit ins Publikum, wo indessen die blitzenden Stahlkugeln ehrfürchtig mit den Händen betastet und gewogen wurden. Kaum waren sie wieder auf der Bühne, so stürzte sich Katharina mit der Freude eines spielenden Kindes darauf und begann zu jonglieren. Erst ließ sie drei Kugeln wohlig über Hals und Rücken laufen, warf sie hoch wie Jongleure Bälle oder Eier; dann plumpsten zwei auf den Boden, und die dritte wurde hochgeworfen, bis in die Soffitten hinauf — — klack: klatschte sie auf den Nacken, — wieder hoch — klack — — —; unwillkürlich macht der Zuschauer jedesmal „Uff!", wenn das Ding glücklich auf den nackten Rücken geklatscht ist und die Jongleuse sich aufrichtet.

Wie trainiert man solche Tricks? — Man beginnt mit leichten

Gewichten — einem Edamer Käse vielleicht — und legt dann langsam immer mehr Gewicht zu. So denkt der Laie, und so dachte auch ich mir die Sache. Bis mich Katharina die Große eines Besseren belehrte. „Man muß natürlich gleich", verriet mir die starke Frau in einer schwachen Stunde, „mit dem richtigen Gewicht anfangen, damit man ein für allemal weiß, wie der Fang auskommt. Das einzige, was man allmählich erst erreicht, ist die Höhe des Wurfes." Ich war ob dieser Enthüllung so platt, als sei mir eine dieser Kugeln ins Gehirn gefallen, und konnte nicht begreifen. „Aber, die Sache ist ganz einfach. Man muß genau abschätzen, wo die zurückkommende Kugel auf dem Nacken auskommt, und dann zieht man die Wirbelsäule, die Knochen ein. Macht man's richtig, geht's gut. Macht man's falsch, zerschlägt man sich das Genick." — Ich habe es trotzdem nicht probiert.

Kraftjongleure dieser Art gibt es eine ganze Menge. Sie fluppen sich mit Hilfe des Schleuderbrettes Riesengewichte in den Nacken. Der Bayer Heros läßt sich 130 Kilo ins Genick schlagen; der Deutsche Conchas machte den Trick in Amerika populär, dann hat Spadoni mit seiner Kugelfängerei die Amerikaner und Engländer zur Raserei entzückt (wenn Sie ihn jetzt in Berlin als Artisten-Agenten besuchen, sind Sie erstaunt, einen jugendlich schlanken, fast schwächlich ausschauenden Menschen zu treffen): „Gewiß," — sagte mir der Vater Katharinas der Großen —, „gewiß, es machen eine ganze Menge Männer diese Arbeit; aber wir wollen nicht vergessen, wir müssen bedenken: meine Tochter ist eine Frau, ein schwaches Weib — — —."

Katharina entstammt einer Athletenfamilie. Diese Familie heißt Brumbach. Der Kenner weiß Bescheid: eine der ältesten deutschen, europäischen Artistenfamilien. Xaver Brumbach, Zirkusdirektor, war als „bayerischer Herkules" berühmt, und aus demselben Holze ist sein Bruder Philipp geschnitzt, der Vater unsrer Katharina. In der Maringotte wurde Käthchen geboren, sie hatte 15 Geschwister, wuchs auf unter Menschen, die mit Zentnergewichten um sich warfen, die schwersten Dorfbullen im Ringkampf warfen und den im Dreck der Dorfstraße steckengebliebenen Wagen mit ihren Schultern herausstemmten. Das Töchterlein eines solchen Milieus begnügt sich nicht damit, wie andere Kinder Blumen zu brechen, sondern bricht Knüppel, Stangen, zerreißt Ketten, zieht Expander. Mit sechzehn Jahren schon galt Käthchen Brumbach als Weltmeisterin in der Schwergewichtsathletik. Einhundertfünfzig Pfund stemmte sie einarmig. Auch war sie Ringerin.

Eines Tages ist die jugendliche Athletin verschwunden. Statt dessen erscheint in den Zirkussen und Varietés eine Frau, die ihren Mann auf Händen trägt. „Zwei Sandwinas" heißt die Nummer. Käthchen hat sich beim Ringen in einen Gegner verliebt, einen Akrobaten, ist mit ihm nach Norwegen durchgebrannt, sie haben sich da geheiratet und haben Geschicklichkeit und Kraft zu einem funkelnagelneuen schönen artistischen Akt vereinigt. Die Frau ist „Untermann", d. h. sie ist das Podest, auf

Jack Dempsey in Berlin

Photo Rieß

Ernesto de Fiori modelliert Jack Dempsey

Atlantic-Photo

Dempsey mit seiner Frau, der Filmdiva Estella Taylor, im Lunapark

Düsseldorf, Jubiläumsausstellung

Bernh. Sopher, Knabentorso (Marmor)

Düsseldorf, Kunstmuseum

Herm. Haller, Mädchen (Bronze)

Photo Bonney

Die russische Bildhauerin Chana Orloff in ihrem Pariser Atelier

Photo Reville

Miß Betty Blythe
in Revilles neuestem Badeanzug

Hildesheim, Museum

Römische Komödianten. Antike Terracotta

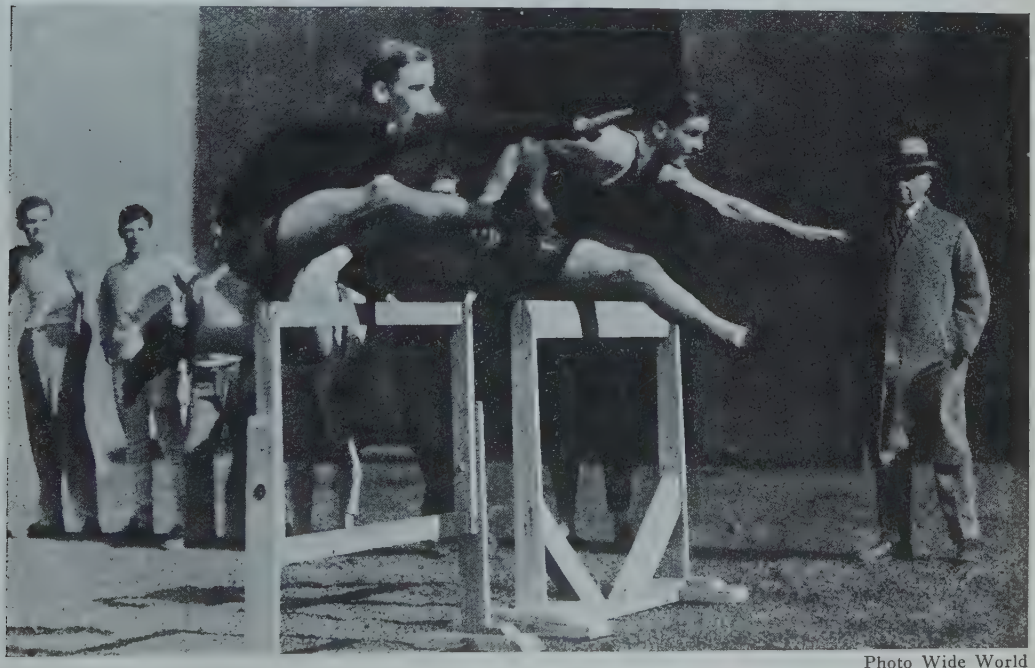


Photo Wide World

Die Hürdenläufer Jadwin und Elliot beim Training

Photo Galerie Flechtheim

Hermann Haller, Der Maler Fritz Westendorp (Bronze)

Chana Orloff, Der Graphiker J. E. Laboureur (Marmor)

dem der Akrobat seine Tricks ausführt. Er stützt sich auf ihre Hände, und sie hebt ihn, ganz langsam, elegant, hoch, bis sie die Arme ganz nach oben ausgestreckt hält, so daß er darauf seine Handstände verüben kann. „Zwei Sandwinas" arbeiten in allen großen Zirkussen und Varietés, gehen schließlich auf drei Jahre zu Barnum. Dann kommt der Krieg, Herr Sandwina wird Soldat, und Käthe wird Katharina die Große. Als Kraftjongleuse ernährt sie die Familie.

1917 ging am Athletenhimmel ein neuer Stern auf: Siegmund Breitbart, der Eisenkönig. Die Tricks dieses Mannes sind sensationell. Er biegt 7,5 Millimeter starke Eisenstangen wie Strohhalme, biegt daraus mit verblüffender Schnelligkeit Gitterornamente, zerreißt 4 Millimeter dicke Ketten, läßt sich mit ungeheuren Massen belasten, schlägt mit der Faust Nägel durch mehrzöllige Bretter. Breitbart ist ein Ostjude. Die Rassentheorie wird an dieser schönen Reckengestalt zuschanden. Breitbart hat nichts von den mit ihren Muskelbergen unappetitlichen Athleten der alten Schule; er ist völlig ebenmäßig gebaut, hat ein jugendlich frisches, straffes Gesicht. Die Leichtigkeit seiner Arbeit ist unerklärlich. Siegmund Breitbart — phänomenal!

1919 ging am Athletenhimmel ein neuer Stern auf: Sandwina. Die Tricks dieser Frau sind sensationell. Sie biegt 7,5 Millimeter starke Eisenstangen wie Strohhalme, biegt daraus mit verblüffender Schnelligkeit Gitterornamente, zerreißt 4 Millimeter dicke Ketten, läßt sich mit ungeheuren Massen belasten. Sandwina hat nichts von den mit aufgeschwemmten Muskelbergen unappetitlichen Riesenweibern. Die Leichtigkeit ihrer Arbeit ist unerklärlich. Breitbart — phänomenal. Sandwina — phänomenaler!

Denn — — — wir wollen nicht vergessen, wir müssen bedenken: sie ist eine Frau, ein schwaches Weib — — —

Einmal sind die beiden Rivalen zusammengetroffen. Sie waren gleichzeitig in Köln engagiert. Sonntags vormittag gibt Breitbart eine Frei-Vorstellung. Er kommt an seinen Kettentrick, hat die Kette in der Hand und erklärt: vier Millimeter, Weltrekord! Da sieht er Sandwina sitzen, wirft ihr die Kette zu: „Da, Käthchen, können Sie trainieren!" Sandwina zieht die Handschuhe ab, die Ringe, zerreißt die Kette, wirft ihm die Teile zurück: „Da, Breitbart, mein Training ist beendet!"

In der Garderobe sagt Sandwinas Manager: „Weshalb machen Sie solche Sachen, Breitbart?" — „Weshalb kommt ihr nach Köln, wenn ich hier arbeite?" — „Wenn Sie uns die Gage schicken, bleiben wir zu Hause. Geschäft ist Geschäft."

Richtig: Geschäft ist Geschäft. Wie alle Artistik ist auch die Athletik ein Geschäft, ein Beruf, ein Erwerb. Geschäftliche Ausnützung der Körperkraft — das ist etwas Seltsames. Oft habe ich zwischen Sandwina und ihrem Manager gesessen und versucht, sie über das Geheimnis ihrer Arbeit zu interviewen. „Natürliche Veranlagung", — das ist alles, was sie selber darüber zu sagen hat. Ob sie Hebelkraft anwende,

Druck, Stoß, Ziehen? — Sie weiß es nicht. Sie weiß nur: sie ist nun mal so stark. Wie sie die Ketten reißt? — Mit den Händen, nur mit den Händen. Und sie zeigt mir diese Hände: gewaltige Pranken, gedrungen, eisenhart. „Ich arbeite reell, mein Herr. Jeder kann Ketten mitbringen. Und manchmal werden Dinger mitgebracht! Im Ruhrgebiet besonders, da verstehen sich die Leute darauf. Aber ich arbeite gern da, es macht besonderen Spaß." — Unheimlich diese Kraftakte im Zirkus. Mit unablässigem Training von Jugend an kann man sich fast alle artistische Arbeit erklären, kann sich so auch die Steigerung von athletischen Produktionen verständlich machen; aber nur bis zu einem gewissen Grade. Es bleibt immer ein Letztes, für den Verstand unfaßbar, physikalisch unerklärbar. Hier ragt noch etwas urhaft Mythologisches spukhaft in unsere klare Zeit hinein. Gigantische Kraft, wie sie der Mensch in mythologischen Gestalten postuliert, tritt von Zeit zu Zeit wirklich in die Erscheinung, verkörpert sich in Männern und Frauen mit „übermenschlichen" Kräften. Diese Leute haben dann in der Tat recht, sich „die stärksten der (jeweiligen) Welt" zu nennen.

E. R. Weiß

Die Athleten der Antike und des Mittelalters übergehe ich, weil da Sage und Wirklichkeit nicht mehr auseinander zu bringen sind. Eindeutig bezeugt dagegen sind die Experimente Augusts des Starken von Sachsen. Seine Spezialität war das Biegen und Brechen von Hufeisen, wie es Sandwina und Breitbart heute wieder zeigen. Der Freiherr von Eckenberg, Marionettenkünstler und Hofathlet des Königs von Preußen, arbeitete um 1750 ebenfalls heute noch beliebte Tricks, er hob ein Pferd mit einem Trompeter, ließ sich auf der Brust Feldsteine zerschlagen, hob ein Kanonenrohr von 2600 Pfund Gewicht, drehte Stahlschienen zu Korkenziehern. Traugott Krembser stellte sich (um 1850) an eine Säule, umklammerte sie und konnte von zwei Ochsen nicht aus seiner Lage gezogen werden. Spadoni trug ein zehn Zentner schweres Auto auf den Schultern. In seiner Anfangszeit war er zusammen mit

dem klassischen Eugen Sandow, dem „schönstgebauten Mann" seiner Epoche, der nach fabelhaften athletischen Triumphen in Amerika eine Schule für Körperkultur gründete und heute in England lebt. „Das waren noch wirkliche Athleten-Nummern!" raunen heute die Kenner, „da wurden Ketten über die Armmuskeln gesprengt und die Riesenlasten frei auf der ‚Brücke' getragen, nicht — wie heute — auf einer Unterlage, auf der man Häuser bauen kann!" Auch eine starke Frau vollführte damals solche Bravourtricks: Auguste Wermbcke aus Berlin.

Werner Heuser

Sandwina und Breitbart arbeiten in derselben Aufmachung. Ein Dutzend Herolde erscheinen im feierlichen Zuge, dann rollt der Athlet selber im zweirädrigen römischen Wagen auf die Bühne, nach alter Artistentradition in Gladiatorentracht gewandet. Dreierlei Tricks werden dann vorgeführt: das Biegen von Eisenstücken und -stangen; Belastungsproben; Kettenreißen. Die Eisenstangen werden über den Oberschenkel gebogen, auf der Schädeldecke oder zwischen den Kiefern. Der erste Knick gelingt regelmäßig auf den ersten Anhieb. Dann wird der rechte Winkel nochmals geknickt oder spiralisch gewunden, wobei wieder Schenkel,

Knie oder Kiefer als Stützpunkte dienen. Man hat vielfach angenommen, die Athleten hätten eine solche Materialkenntnis, daß sie an jedem Eisenstück eine undichte, brüchige Stelle entdeckten, wo sie einsetzten. Das ist nicht richtig; denn Sandwina wie Breitbart knicken immer zuerst genau in der Mitte einer Stange und bringen dann regelmäßige Formen-Ornamente zustande.

Von den Belastungsproben ist die interessanteste die auf dem Nagelbrett. Der Artist legt sich mit dem bloßen Rücken auf ein mit spitzen, scharfen Nägeln bespicktes Brett und läßt seine Brust belasten. Sandwina nimmt einen Amboß auf die Brust, und drei Männer hämmern mit aller Gewalt darauf los. Dann wieder läßt sie über eine Brücke auf ihrer Brust ein paar Dutzend Menschen, ein paar Pferde, ein Auto passieren. Der Schlußtrick ist das Karussell, in dem sechs ausgewachsene Menschen sich über der Brust der liegenden Athletin schnell drehen. Breitbart hat die Sache auf Motorradfahrer modernisiert. Daß die Nägel während dieser Produktionen nicht in die Haut eindringen, beruht auf einer besonderen Muskelkontraktion. Durch langes Training erreichen diese Athleten — wie die indischen Fakire bei ihren Tänzen auf Schwertern und Glasscherben — die Fähigkeit, die Muskeln eisenhart zu spannen und die Blutgefäße fest darin einzubetten. Erstaunlich ist daneben die Atemtechnik. Man bedenke, daß Sandwina gut und gerne acht Zentner drei Minuten lang auf ihrem Brustkasten trägt. Wie weit hier ein gutes Training führen kann, erkennt man aus den Produktionen jenes obengenannten „Eisernen Tenors" und aus dem Trick Marinos, der sich von einem mit vier Personen besetzten Auto überfahren ließ, nachdem er sich voll Luft gepumpt hatte.

Artistisch die stärkste Leistung ist das Kettenreißen. Zwar ist hier immer eine Nahtstelle; aber der Ansatzpunkt ist äußerst klein, und allein die Hände sind die Werkzeuge. So kommt es vor, daß sich Kettenreißer manchmal zehn, zwanzig Minuten herumquälen, bis sie das erste Glied gerissen haben, dann allerdings folgen auch schnell die anderen. Das Publikum kann vielfach nicht unterscheiden, ob der Artist eine Kette wirklich zerreißt oder ob er sie abdreht, was natürlich viel leichter ist.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man unter einem Athleten einen dicken Mann im Trikot verstand, der im Schweiße seines Angesichtes Zentnergewichte und Kugelstangen hob und stemmte. Das gibt es heute nicht mehr. Die Kraftnummern haben entweder die pompöse Aufmachung wie Sandwina und Breitbart, oder sie werden mit lebenden Menschen statt mit Gewichten ausgeführt. Das sind die wundervollen akrobatischen Kraftakte, die man seit je in England und in den U. S. A. beliebt hat. „Two Sandwinas" waren einer; dann waren die Redams berühmt, zwei herrlich gebaute Männer; sie stellten zuerst auf einem Podest athletische Posen antiken Stils, arbeiteten dann Gewichtstricks mit Kugeln und Kugelstangen, Kraftakrobatik, Belastungsproben und schließlich „Muskelspiele", d. h. sie ließen jeden Muskel willkürlich tanzen. Aus Sachsen stammen, wie so viele Kraftnummern, die

„5 Carras", deren strammer Untermann die ganze Kumpanei auf sich versammelt, zwei hängen sich wagerecht gestreckt an seine Schultern, einen nimmt er im Handstand auf die emporgestreckten Arme, der letzte legt sich um seines Leibes Mitte. Dänen sind die zwei Denvers, deren schönster Trick an Ringen ausgeführt wird: der erste schwingt sich durch zur ganz geraden Wage, der zweite faßt um sein Genick und geht dann in dieselbe Stellung. — Typisches Bühnenbild der modernen Kraftakrobatik: zwei Männer stehen hintereinander, der vordere legt die Hände auf die des Hintermanns, stützt sich steif, der hebt ihn langsam — Musik: gedämpfter Walzer — hoch, bis seine Arme ausgestreckt sind, dann geht der Obermann in den Handstand, — nun läßt ihn der Untermann ganz langsam wieder herunter, bis er auf der Erde Kopf steht, — kleine Pause —, dann hebt er ihn nochmals langsam hoch, — wieder abwärts, und als Finale — Musik lauter und schneller — mehrmaliges Hinaufschwingen oder -stemmen. Oder ein Gentlemantrick: der Mann im Frack sitzt Zeitung lesend am Tisch, auf den er lässig seinen rechten Arm gestützt hat; der Obermann schwingt sich darauf zum Handstand, und der Zeitungsleser stemmt seinen rechten Arm hoch, steht vom Tisch auf — die Zeitung in der linken Hand behaltend — und trägt den Partner auf dem gestreckten Arm spazieren. Spielende Leichtigkeit und Eleganz sind die Arbeitsprinzipien dieser modernen Athleten im Frack und weißer Binde. „Spielereien im Herrenzimmer" ist der Titel einer solchen Nummer. Das Ganze natürlich nur eine neue Stilisierung der alten Jahrmarktsszene mit dem muskelstrotzenden Mann im Trikot auf dem Podium, das unter den pompös aufgebauten Zentnergewichten, Kugeln und Stangen zusammenzubrechen droht. Ich habe einmal erlebt, daß einem Gentleman-Athleten, während er seinen Partner auf dem rechten Arm hochgestreckt hielt, der Frack platzte, so daß das Netzhemd sichtbar wurde: ein ungeheurer Muskelwulst quoll heraus. Ein erschreckender Anblick: die ganze primitive, rohe, urhaft wilde Kraft brach aus der Cachierung hervor.

Werner Heuser

Sandwina, die stärkste Frau der Welt, sitzt vor ihrer Arbeit neben mir im Theater. Sie friert, und der Chauffeur muß aus ihrem Dixi-Auto den

Pelz holen. Sie ist immer still, heute aber doch in einer so besonderen Art, daß ich sie frage, was los sei. „Der Kleine hat Halsschmerzen gehabt, als wir wegfuhren." — Man könne sich auf die Gouvernante verlassen, meint der ältere Sohn (15 jährig, 1,90 Meter, Handschuhnummer 15, Schuhe und Strümpfe nur nach Maß.) Der Mann kommt vom Agenten, erzählt: Er habe für den Sommer doch Kontrakt mit einem Zirkus gemacht. Es wird also bis zum September 1926 — mit einem Ferienmonat — durchgearbeitet werden. Die stärkste Frau der Welt nickt beifällig. Dann geht sie in ihre Garderobe, um sich zu ihrer Arbeit fertig zu machen. „Sage den Dienern, sie möchten mir heute nicht wieder die Steine so hart auf die Brust werfen", sagt sie zu ihrem Mann. „Und du, Emil," — zum Sohn sich an der Tür nochmals umwendend — „telephoniere nochmal zu Hause an, was Hänschen macht!"

*

A. H. Kober hat Geschichten und Schicksale berühmter Zirkus- und Varieténummern in einem Buche „Die große Nummer" (Verlag Ullstein) gesammelt. Ihm ist dieser Aufsatz entnommen.

Otto Schoff

André Lhote — Holzschnitt aus „Grand Largue"

GOLDGEWICHTE DER ASCHANTI*)

Von

ECKART VON SYDOW

In diesen Goldgewichten klingt eine ursprünglich bedeutende Kunst genrehaft, naturalistisch abgedämpft aus. Eine Etappe zurück liegt hinter ihnen die Kunstübung Benins, vielleicht das gemeinsame Zentrum oder wenigstens doch der Höhepunkt des Gelbgusses von Nordwest-Afrika. Schon diese Kunst war durch europäische Einflüsse aus ihrer eigentlichen Afrikanizität abgelenkt, — ihrer Hybridität verdankt sie nicht minder als ihrer technischen Geschicklichkeit die Popularität bei uns. Hier und da kam freilich noch das Alte, Ursprünglichere zum Vorschein: Gesichter von Dämonen, Gestalten tier-menschlicher Zwittergebilde, aufgerissene Mäuler gefräßiger Totemtiere. Aber das war schon damals alles ein richtiger zoologischer Garten: mit den Vergitterungen und Käfigen heraldisch-konventioneller Stilistik, — das Dumpf-Gärende ward in hohem Maße sublimiert.

Seit jenem 16. und 17. Jahrhundert, in denen die Beniner Kunst blühte, scheint sich die Kunst des Gelbgusses nach verschiedenen Seiten hin ausgebreitet zu haben. In Joruba, dem legitimen Erben Alt-Benins, in Dahomey, im Grasland von Kamerun finden wir die mehr oder minder verwandelten Nachkömmlinge jener früheren Kunstübung. Überall geht die Entwicklung ins Genrehafte, Naturalistische weiter, wenn auch ein Rest von hoher Haltung aus dem höfisch-aristokratischen Ursprungslande mit ererbt wurde.

Am extremsten haben die Aschanti das Überkommene umgewandelt. Vielseitig, amüsant, graziös und geschickt, — alle Lobsprüche, die wir für Kunstgewerblichkeiten unserer Zeit auf Lager haben, können wir bedenkenlos auf die Goldgewichte der Aschanti anwenden. Nur daß dort noch ein Hauch von herberer Artung aus der geschichtlichen Abkunft her einströmt: irgend etwas von Kriegertum, wenn auch nur durch Mesalliance vermittelt, mischt sich dem Geräte des Kaufmanns bei.

*) Aschanti, ehemaliges Negerreich in Westafrika am Golf von Guinea, gehört heute zur britischen Kolonie „Goldküste".

Auf den ersten Blick überwiegt das Amüsante und anscheinend Momentane mancher Darstellungen. Da sehen wir zwei Greise, die einander begegnen, arm geworden und nur noch im Besitze eines Schlüsselpaares als Zeichen ihres ehemaligen Reichtums, — Neger, die an Baumstämmen emporklimmen, — Mutter mit Kind und Traglast, — Priester bei dem Opfer, — Arzt bei der Krankenbehandlung .... Da sehen wir Tiere: Elefant, Leopard, Schlangen, — Pflanzen — Waffen: Schwerter, Schilde, — Stühle, Sessel, Truhen .... Kurzum die ganzen Lebensumstände des Aschantinegertums treten fast ebenso anschaulich plastisch vor uns hin, wie in den Güssen von Benin das dortige Hofleben. Nur ist in Aschanti eben alles auf das bürgerliche Dasein eingestellt, — ist beweglicher, lebendiger, genrehafter.

Aber das Amüsante und Tagtägliche all dieses menschlichen, tierischen Getriebes ist nicht gänzlich preisgegeben dem Wechselspiel von Laune und Geschmack. Ein fester Grundstock der Inhalte und vor allem der formalen Bewegungsmotive: Haltungen und Bewegungen, scheint den Gießern zur Verfügung gestanden zu haben. Das anscheinend Fessellose ihrer Kunst hat bestimmte Grenzen innegehalten, die auch ihrer Ahnin in Benin gleichermaßen gesteckt waren. Und so trägt wie diese ältere auch die jüngere, die Aschanti-Kunst den Stempel ihrer landschaftlichen Eigenart.

Fremdländische Einflüsse sind manchmal unverkennbar. Nicht nur das europäische Vorbild von Feuerwaffen, Stühlen usw., auch andere, schwerlich einheimische Motive, wie das der Stufenpyramide, deuten auf fernliegende Quellen der Anregung hin. Aber dies fremde Lehngut wurde stilistisch ergriffen und zu eigen gemacht.

*

Gern möchte man in den vielfältigen Figürchen und Ornamenten dieser Gewichte, mit denen der Goldstaub gewogen wurde, eine besondere Beziehung zu den Gewichtverhältnissen, die sie bedeuten, feststellen, aber dies Bemühen geht fehl. Offenbar ist hier purer Kunstsinn am Werke und verwandelt das, was bei den Europäern bloßes Mittel des Nutzens bleibt, in kunstvollen Zierrat. Zeugnis hierfür ist der Umstand auch, daß diese Gewichte oft genug von den Ärmeren, denen Goldschmuck fehlte, als Anhänger getragen wurden.

Mancherlei Sprichworte werden von den Aschantis mit den figürlichen Darstellungen verbunden, so daß diese gleichsam eine Illustration der Volksweisheit sind. Ob die rein abstrakten Verzierungen: Kreise, Spiralen, Zinken usw., einem ursprünglich figürlichen Gegenstande entsprachen und allmählich ins Geometrische abgewandelt sind, ist unklar. Aber es ist kaum wahrscheinlich, daß dem so sei, da doch die Dinge und Menschen mit so großer Geschicklichkeit naturalistisch geformt werden.

*

Die ursprünglichen Modelle für diese Figuren sind in etlichen Exemplaren noch vorhanden. Sie bestehen aus weichem, weißem Wachs und sind sehr sorgfältig durchgearbeitet. Mit ihrer Hilfe wurden die Gewichte nach dem Verfahren der verlorenen Form hergestellt, das auch bei den Beniner Güssen benutzt wurde. Bei kleineren Dingen, wie Krebsen, Insekten usw., verzichtete man oft auf solche Modelle, umkleidete vielmehr diese Dinge selbst mit dem Tonmantel und schmolz sie dann mit dem glühenden Metall aus!

Die Qualität der Güsse selbst ist sehr verschieden. Am besten sind die älteren Stücke, z. B. jener Reihe, die vor 160 Jahren in das Leidener Museum kam. Diese alten Gewichte haben eine dunklere Färbung als die neueren Arbeiten, und auch ihre Politur ist glatter, besser gearbeitet.

Aschanti-Goldgewichte (cire-perdue). Berlin, Galerie Flechtheim

Hamburg, Kunsthalle

Philipp Otto Runge

Düsseldorf, Jubiläumsausstellung

Jankel Adler

Photo Druet

Die Tubabläserin Miß Connie Shotter
von den „Midnight-Follies", London

Stage Photo

Aristide Maillol, Sitzende Frau (Bronze)
Berlin, Galerie Flechtheim

Weltmeister Buse mit seinem Trainer

Baronin Inga Wöllwarth trainiert mit dem Weltmeister Buse

MARK TWAIN ÜBER SICH SELBST

Mark Twains Humor entsteht durch Überbetonung eines Erlebnisses bis zu jener delikaten Grenze der Entstellung, jenseits deren die Karikatur gespenstert.

Er denkt viel über seine Autobiographie nach, mit der er als schon berühmter und alter Herr begann. Im Anfang hatte er die Absicht, dies Werk erst hundert Jahre nach seinem Tode veröffentlichen zu lassen, später änderte er diese Absicht, wenn er auch sagte:

„Bei der Niederschrift dieser Autobiographie werde ich mir immer die Tatsache vor Augen halten, daß ich aus dem Grabe spreche. Ich spreche wirklich und buchstäblich aus dem Grabe, denn wenn dieses Buch die Druckerpresse verläßt, werde ich längst tot sein.

Daß ich lieber aus dem Grabe spreche, als mit lebender Zunge, hat seinen guten Grund: denn nur so kann ich wirklich ganz freimütig sprechen.

Die Taten und Worte eines Menschen sind nur die sichtbare, dünne Kruste um seine Welt. Eine Haut nur, die sie umschließt! Die Masse seiner Wesenheit mit ihren wilden, brodelnden vulkanischen Feuern, die Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen, sie bleibt verborgen. Dies aber, sein wirkliches Leben, wird nicht geschrieben und kann nicht geschrieben werden. Jeder Tag würde ein ganzes Buch bedeuten, mit 80 000 Worten — 365 solcher Bücher im Jahr! Biographien sind nichts als die Kleider und Knöpfe des Menschen — die Biographie des Menschen selbst kann nicht geschrieben werden."

Mark Twain beschreibt, wo und wann es ihm einfällt, irgendeine Episode aus seinem Leben, so daß der Chronist sich aus dem Mosaik seiner Einfälle die historisch zusammengehörigen Bausteine heraussuchen muß.

Von seinen Vorfahren erzählt Mark Twain, dessen Familienname C l e m e n s ist:

„Die Virginischen Clemense führen ihre Vorfahren bis auf Noah zurück — allerdings erscheint die Reihe etwas undeutlich. Der Tradition nach sollen einige von ihnen während des elisabethanischen Zeitalters Seeräuber und Sklavenhändler gewesen sein. Was ihnen aber keineswegs zur Unehre gereicht, denn schließlich hatten Drake, Hawkins usw. ja den gleichen Beruf. Es war damals ein geachteter Handelszweig, bei dem sogar Monarchen als Teilhaber fungierten. Auch ich habe seinerzeit Gelüste verspürt, Seeräuber zu werden. Und wenn der Leser ganz tief in sein eigenes Herz hineinschaut, so wird er finden — aber kümmern wir uns nicht darum, was er dort finden wird. Schließlich schreibe ich ja nicht seine Autobiographie, sondern meine. Wieder der Tradition zufolge soll ein späterer meiner Vorfahren unter Jacob I. oder Charles I. Gesandter am spanischen Hofe gewesen sein; er hat dort geheiratet und auf diese Weise dem Geschlecht einen Schuß spanischen Blutes zugeführt, um es ein bißchen aufzuwärmen.

Ich wurde am 30. November 1835 in dem fast unsichtbar kleinen Dörfchen Florida der Provinz Monroe im Staate Missouri geboren. Ich glaube, Florida besaß damals keine 300 Einwohner. Es hatte zwei Straßen, jede ein paar hundert Meter lang; die übrigen Wege waren bloße Pfade, mit Hecken und Kornfeldern zu beiden Seiten. Straßen und Wege waren beide mit dem gleichen Material gepflastert — mit zähem, schwarzem Schmutz, wenn nasses Wetter war, bei Trockenheit mit tiefem Staub.

Im Anfang besaß mein Vater noch Sklaven, später aber verkaufte er sie und mietete sich welche von den Farmern, immer für ein Jahr. Für ein fünfzehnjähriges Mädchen bezahlte er 12 Dollar pro Jahr und mußte ihr außerdem zwei baumwollene Kleider und ein paar „Klotzen" (schwere Schuhe) geben — Kostenpunkt so gut wie nichts; ein Negerweib von 25 Jahren, das für die Hausarbeit da war, kostete 25 Dollar pro Jahr und bekam außerdem ebenfalls Schuhe und zwei Kleider; für eine kräftige vierzigjährige Negerin, welche die Küche, Wäsche usw. besorgte, zahlte er 40 Dollar und gab ihr ebenfalls die üblichen Kleider; und für einen kräftigen Mann mußte er 75 bis 100 Dollar jährlich bezahlen; außerdem bekam er zwei Anzüge aus Köperstoff und zwei Paar Schuhe — eine Aussteuer, die ungefähr drei Dollar kostete.

H. Elmsen

In der kleinen Blockhütte hinter der Farm lebte eine alte, bettlägerige Sklavin, die wir täglich besuchten, und die wir mit großer Ehrfurcht betrachteten, denn wir glaubten, sie wäre mehr als tausend Jahre alt und hätte schon mit Moses gesprochen. Die jüngeren Neger waren von der Wahrheit dieser Angaben fest überzeugt und hatten sie uns in gutem Glauben überliefert.

Alle Neger waren unsere Freunde und die mit uns gleichaltrigen in der Tat unsere Kameraden. Ich sage „in der Tat" im Sinne einer gewissen Einschränkung. Wir waren Kameraden und doch auch wieder nicht; Farbe und Stand zogen einen feinen Trennungsstrich, den beide Parteien anerkannten, und der eine vollkommene Mischung unmöglich machte.

Einen besonders treuen Freund, Verbündeten und Ratgeber hatten wir in „Onkel Dan'l", einem Sklaven in mittleren Jahren mit dem besten Kopf, den ich je bei einem Neger gesehen habe, mit einem warmen, treuen und aufrichtigen Herzen. Diese ganzen langen Jahre hindurch hat er mir treu gedient. Seit mehr als einem halben Jahrhundert habe ich ihn nicht gesehen, aber im Geiste habe ich seine liebe Gesellschaft oft und oft genossen und ihn in den veschiedensten Büchern verwendet, unter seinem eigenen Namen und als ‚Jim'; überall habe ich ihn herumgeschleppt, nach Hannibal, dann auf einem Floß den Mississippi herunter, ja sogar über die Wüste Sahara weg — in einem Luftballon —, und er hat das alles mit der seinem Volke eingeborenen Geduld und freundlichen Ergebenheit ertragen. Von jener Farm stammt meine Vorliebe für seine Rasse und meine Wertschätzung vieler ihrer feinen Charaktereigenschaften. Und dieses Gefühl und diese Wertschätzung haben die Probe von sechzig Jahren ungemindert überstanden. Das schwarze Gesicht ist mir noch heute genau so lieb wie damals.

Unmittelbar nach dem Tode meines Vaters wurde ich aus der Schule genommen und als Druckerlehrling in das Büro des „Hannibal Courier" gesteckt, und Mr. Ament, Besitzer und Herausgeber der Zeitung, zahlte mir das übliche Lehrlingsgehalt — d. h. freie Station und Kleidung, aber kein Geld. Die Kleidung bestand aus zwei Anzügen im Jahr, aber einer der Anzüge versäumte es immer, sich zu materialisieren, und der andere wurde nicht gekauft, solange Mr. Aments alte Anzüge vorhielten. Ich war nur halb so groß wie Ament, infolgedessen hatte ich in seinen Anzügen das peinliche Gefühl, in einem Zirkuszelt zu leben.

Wales (der eine Mit-Lehrling) hatte ein Geheimnis, Kartoffeln auf eine besondere und edle Art zu kochen, die ganz ihm gehörte. Nur einmal wieder

Rudolf Großmann — Samson (Hamburg) verfolgt sein Pferd in Crefeld

habe ich seit jenen Zeiten Kartoffeln auf diese Art gekocht gegessen. Das war im Jahre 1891, als mich Wilhelm II., Kaiser von Deutschland, zu einem inoffiziellen Abendessen befohlen hatte. Und als diese Kartoffeln auf der Tafel erschienen, war ich so überrascht, daß mein ganzes Taktgefühl flötenging und ich, bevor ich mein Taktgefühl wieder einfangen konnte, bereits eine nicht wieder gut zu machende Sünde begangen hatte — d. h., ich begrüßte die Kartoffeln mit einem freudigen Willkommensruf und wandte mich mit meiner Begeisterung an den Kaiser, neben dem ich saß, ohne abzuwarten, daß er den Anfang machte und das Wort an mich richtete. Ich glaube, er gab sich ehrliche Mühe, so zu tun, als sei er nicht chokiert und beleidigt — aber er war doch chokiert, ganz offensichtlich, und ebenso das andere halbe Dutzend Granden, die anwesend waren."

Mark Twain arbeitet dann beim Journal seines Bruders, ohne übrigens in drei Jahren „nur einen Penny Gehalt zu bekommen", reißt 1853 aus, geht

Renée Sintenis

nach St. Louis, läuft aber auch hier nach ein paar Monaten weg, „um die Welt zu sehen — die Welt, das war die Stadt New York".

„Eines Tages, im Winter 1856 oder 57, kam ich einmal mitten am Vormittag die Hauptstraße von Keokuk entlang. Es war bitter kalt, so kalt, daß die Straße fast leer war. Der Wind blies ein Stück Papier an mir vorbei und klebte es gegen die Wand des Hauses. Irgend etwas an diesem Stück Papier fesselte meine Aufmerksamkeit, so daß ich es an mich nahm. Es war eine Fünfzig-Dollar-Note, die einzige, die ich je gesehen, und der größte Geldbetrag, den ich überhaupt je auf einem Fleck beisammen gesehen hatte. Ich zeigte meinen Fund in den Zeitungen an, und während der nächsten paar Tage litt ich für mehr als 1000 Dollar Unruhe und Sorge und Furcht, der Eigentümer könnte die Anzeige sehen und mir mein Vermögen wieder wegnehmen. Vier Tage vergingen, ohne daß sich jemand gemeldet hätte; dann konnte ich die Qual nicht länger ertragen. Ich fühlte es bestimmt, es konnten nicht noch einmal vier Tage ebenso sicher vorübergehen. Ich fühlte, ich mußte dieses Geld außer Gefahr bringen. So kaufte ich mir ein Billett nach Cincinnati und fuhr ab. Dort arbeitete ich mehrere Monate in der Druckerei von Wrightson & Co." Ein Matrose lernt ihn für 500 Dollar als Steuermann an, und Mark Twain bleibt im Dienst der Linie, bis die Schiffahrt auf dem Mississippi durch den Ausbruch des Bürgerkrieges stillgelegt wird. In den sechziger Jahren reiste er als Vortragender durch die Staaten. Dann heiratete er Olivia Langdon und wurde Redakteur und Teilhaber einer Zeitung in Buffalo. Im Jahre 1884 finanziert er ein Verlagsunternehmen, das 1885 die Memoiren des Generals Grant herausgibt. Nachdem der Verlag verkracht ist, lebt Mark Twain einige Zeit in Europa, hauptsächlich in Florenz und Wien, deckt mit dem Ertrag seiner Schriftstellerei alle Geschäftsschulden, kehrt, nachdem seine Frau in Florenz gestorben ist, 1905 nach den Staaten zurück und stirbt am 21. April 1910.

Mark Twain erzählt auch von seiner früh verstorbenen Tochter Susy, die als dreizehnjähriges Mädchen in einem geheimen Tagebuch eine Biographie ihres Vaters begonnen hatte. Die Sache wurde entdeckt, und Mark Twain erzählt selbst, wie er dann manchmal „für die Biographie posiert" habe: „ich erinnere mich, daß ich einmal beim Frühstück eine gute Bemerkung machte, und zwar mit ziemlicher Betonung, und daß Susy ein bißchen später zu ihrer Mutter sagte: ‚Das hat Papa für seine Biographie getan'."

Aus Susys Biographie:

„Wir sind eine sehr glückliche Familie. Wir bestehen aus Papa, Mama, Jean (Mädchenname), Clara und mir. Aber ich schreibe hier nur über Papa, und ich werde mir keine Sorgen darüber zu machen brauchen, was ich schreiben soll, da Papa ein sehr ungewöhnlicher Charakter ist.

Papas Äußeres ist schon oft beschrieben worden, aber sehr unkorrekt. Er hat wunderschönes graues Haar, nicht zu dick und nicht zu lang, sondern gerade richtig; eine römische Nase, die zu der Schönheit seiner Gesichtszüge bedeutend beiträgt, freundliche blaue Augen und einen kleinen Schnurrbart. Er hat einen wundervoll geformten Kopf und ein schönes Profil. Er hat eine sehr gute Figur — kurz gesagt, er ist ein ungewöhnlich gut aussehender Mann. Alles an ihm ist vollkommen, nur hat er keine besonders schönen Zähne. Er hat eine sehr helle Haut und trägt keinen Backenbart. Er ist ein sehr guter Mensch und sehr komisch. Er ist leicht gereizt, aber das liegt bei uns in der Familie. Er ist der entzückendste Mensch, dem ich je begegnet bin.

Papa geht nicht gern zur Kirche, und ich habe bisher nie verstehen können, weshalb, aber vor ein paar Tagen sagte er uns, er könne es nicht vertragen, irgend jemand anders reden zu hören, außer sich selbst, aber sich selbst könne er stundenlang zuhören, ohne zu ermüden. Natürlich hat er das nur im Spaß gesagt, aber ich bin ganz sicher, im Grunde ist es doch wahr." — —

Als guter Amerikaner schildert Mark Twain eingehend seine Begegnungen mit berühmten Zeitgenossen: General Grant, Stevenson, Mrs. Beecher Stowe, Helen Keller usw. Von Stevenson erzählt er:

„Er war nur sehr mangelhaft mit Fleisch versehen, seine Kleider schienen überall in Löcher hineinzufallen, als befinde sich unter ihnen nichts als das Gerüst für eine Bildhauerarbeit. Das lange Gesicht mit dem dünnen Haar darüber, dem dunklen Teint und melancholischen Ausdruck schienen in harmonischer Übereinstimmung miteinander, und es erweckte den Anschein, als sei dies alles eigens dazu da, um alle Aufmerksamkeit auf das zu konzentrieren, was seine hervorstechendste Eigenheit war — die wundervollen Augen. Mit welch glühendem Feuer brannten sie unter dem Schirmdach der Brauen — und dies war es, was seine Schönheit ausmachte."

Als General Grant Präsident war, wurde Mark Twain ihm vorgestellt; er erzählt:

„Wir begrüßten uns, dann aber gab es eine Pause. Stillschweigen. Mir fiel absolut nichts ein, was ich hätte sagen können. So sah ich ein paar Sekunden lang schweigend in das grimme, unbewegliche Gesicht des Generals, dann sagte ich: ‚Ich bin ein bißchen verlegen, Herr General; Sie auch?' Er lächelte mit einem Lächeln, das einem gußeisernen Standbild keine Unehre gemacht haben würde, und unter dem Pulverdampf meiner Salve ging ich ab."

Besonders bezeichnend für Mark Twains erfolgreiche Art zu schreiben, und damit für den Geschmack und den Humor des amerikanischen Publikums, sind eigentlich seine kurzen Schilderungen objektiv scheinbar unwichtiger, subjektiv belangreicher Geschehnisse. So schildert er die Fliegenplage gelegentlich seines Florentiner Aufenthaltes im Jahre 1892 in seinem Tagebuch:

„Ich glaube, daß ich alles vergessen kann, nur die Tatsache nicht, daß

Erna Pinner

ich mir den Kopf habe rasieren lassen. Ganz egal, wie ängstlich ich mich vor jedem Zugwind abschließe, da oben scheint es immer windig zu sein. Aber die Hauptschwierigkeit sind die Fliegen. Da oben gefällt es ihnen besser als irgendwo sonst, wegen der Aussicht, taxiere ich. Ich habe noch niemals Fliegen gesehen mit derartigem Schuhzeug wie diese. Sie scheinen Krallen zu haben. Wo sie ihren Fuß hinsetzen, kratzen sie. Sie laufen die ganze Zeit auf meinem Kopf hin und her und quälen mich entsetzlich. Er ist ihr Park, ihr Klub, ihre Sommerfrische. Sie halten Sommerfeste darauf ab und Versammlungen. Alle Fliegen sind unverschämt, aber die hier sind noch unverschämter als die in anderen Ländern. Sie sind durch keine List zu verscheuchen. Sie sind auch fleißiger als die anderen Rassen; sie kommen vor Tagesanbruch und bleiben bis nach Dunkelwerden. Aber es gibt für alles einen Ausgleich. So sind die Moskitos hier überhaupt keine Plage. Es gibt nicht viele, sie machen keinen Lärm, sie nehmen ihren Beruf nicht so furchtbar ernst. Ein einziges unfreundliches Wort verscheucht sie; und wenn man englisch mit ihnen spricht, was ihnen besonderen Eindruck macht, weil sie es nicht verstehen, so kommen sie in dieser Nacht überhaupt nicht mehr wieder. Wir sehen sie oft weinen, wenn man sie hart angelassen hat. Ich will mir ein paar nach Hause mitnehmen. Flöhe scheint es hier überhaupt nicht zu geben. Es ist das erste Mal seit fünfzehn Monaten, daß wir ein solches Interregnum gefunden haben. Überall sonst übersteigt das Angebot die Nachfrage."

Manchmal wird seine Art, humoristisch zu sein, uns zu billig. Er hält es für notwendig, solche Dinge zu erzählen: er sei ein kränkliches Kind gewesen und habe viel später einmal seine Mutter gefragt:

„Da hast du dich wohl die ganze Zeit meinetwegen sehr geängstigt?"

„O ja, die ganze Zeit."

„Angst gehabt, ich würde sterben?"

Nach einer nachdenklichen Pause — augenscheinlich, um alles genau zu überlegen: „Nein — Angst, du würdest am Leben bleiben."

Aber im Zusammenhang damit schreibt er gleich wieder sehr gescheit, anschaulich und amüsant über die Ärzte in seiner Heimat:

„Sie behandelten nicht nur eine ganze Familie für 25 Dollar im Jahr, sondern lieferten noch dazu die Medizinen. Und gut gemessen! Nur die stärksten Leute konnten eine volle Dosis aushalten. Rizinus-Öl war das Hauptgetränk. Die Dosis war eine halbe Schöpfkelle voll, mit einer halben Schöpfkelle voll Honig, damit es besser schmeckte, was es übrigens niemals tat. Das nächste Mittel war Kalomel; dann kam Rhabarber und dann Jalappenwurzel. Dann ließen sie den Patienten zur Ader und packten Senfpflaster auf ihn drauf. Es war ein furchtbares System, aber Todesfälle waren trotzdem nicht häufig. Die Behandlung mit Kalomel kostete den Patienten übrigens mit ziemlicher Sicherheit einige Zähne. Wenn man einen hohlen Zahn oder sonst irgendwie Zahnschmerzen hatte, so wußte der Doktor übrigens nur ein Heilmittel — er holte seine Zange und zog den Zahn heraus. Wenn ein Stück Kiefer mitging, so war es nicht seine Schuld. In gewöhnlichen Krankheitsfällen wurde kein Doktor geholt; da mußte die Familiengroßmutter helfen."

Diese einfache, unheroische Art der Autobiographie hat dem Buch den großen Erfolg in Amerika verschafft, wo man Gescheitsein, Erfolg und Menschlichkeit auch ohne Pathos und eigentlich nur ohne Pathos zu schätzen versteht.

(Ausgewählt und übersetzt von Berta Bessmertny aus: Mark Twains Autobiography with an introduction by Albert Bigelow Paine. New York & London, by Harper & Broth.)

Otto Sohn-Rethel

JIU-JITSU

Von

BARONIN INGA WÖLLWARTH-WESENDONK

Mein Lieber,

Sie schreiben mir, daß Sie Jiu-Jitsu roh und unweiblich finden. Ich habe es mir — sagen Sie — nur zugelegt, um eine ostasiatische Pointe in meine Physiognomie zu bringen. Und Jiu-Jitsu ist, das will ich Ihnen fürs erste mitteilen, gar keine ostasiatische Angelegenheit, die als exotische Mode hierhergekommen ist. Die Erfinder des Jiu-Jitsu sind die Raubtiere, und von ihnen haben die Japaner gelernt.

Aus der Sprung- und Falltechnik der Raubtiere und den Tanzbewegungen der Geishas ist der japanische Kampfsport komponiert. (Sie können also wählen, zu welchem dieser beiden Elemente ich durch das Jiu-Jitsu zurück will.) Es bedeutet: Durch Nachgeben siegen. Also Sieg der Intelligenz, der besseren Nerven über die Kraft. Dies betreffs der Roheit.

Jiu-Jitsu braucht die moderne Frau, seit die Courtoisie der Männer auf den Hund gekommen ist.

Ich wollte zuerst nur Self-defence lernen; so kam ich zu dem Trainer Rothe. Je mehr ich erfuhr, um so größer wurde mein Interesse. Zwei, drei Monate vergingen, dann kam ich an den Meister. Ich war schon oft gewarnt worden vor diesem Jiu-Jitsu-Meister Charles Buse und seinen harten Griffen. Er hat sich in China und Japan ausgebildet; System Raku. Seine Lehrer: Meister Shyma, Ted Dinert und Charly Ericson. Er hat selbst Meister Raku besiegt. Wurde später Jiu-Jitsu-Champion für Australien, und das bedeutet sehr viel, denn die australischen Briten sind erstklassige Leute in diesem Kampfsport.

Ich habe festgestellt, daß Meister Buse ebensowenig roh ist wie irgendein anderer Jiu-Jitsu-Mensch, den ich kennengelernt habe. Gerade beim Jiu-Jitsu-

Training lernt man (mehr als bei einem andern Sport) die Grenze kennen, bis zu der man gehen darf, ohne zu beschädigen. Diese Grenze ist eben bei keinem andern Sport so scharf gezogen.

Die Japaner haben ihre bedeutenden anatomischen Kenntnisse für den Kampfsport verwertet. So haben sie gleichsam — um einen Vergleich zu gebrauchen — die Punkte gefunden, an welchen die Festung des Körpers weniger abwehrfähig ist. Der einfache Griff nach einem bloßliegenden Nervenzentrum erzielt ungleich stärkere Wirkung als die auf die Panzerplatten der Brust verschwendete Kraft des Boxers. Der Schlag des Jiu-Jitsu-Kämpfers ist also auf ein anderes Ziel abgesteckt als der Knock-out. Die Japaner schlagen mit der Handkante. Durch Training auf Holz entwickeln sie das Muskelsystem des kleinen Fingers und der Handkante, so erzielen sie die Härte, die genügt, um einen Kantenschlag auf den Hals des Gegners tödlich wirken zu lassen oder durch einen geschickten Hieb die Knochen des Unterarms durchzuschlagen.

Aus Hieronymi Mercurialis De arte Gymnastica (2. Aufl. Paris 1577)

Self-defence (Abwehr des Angriffs mit Messer und Stock) und die in den europäischen Polizeigebrauch aufgenommenen Sistiergriffe stellen aber nur einen Bruchteil des Jiu-Jitsu dar. Es zu einer Verteidigungsmethode degradieren, hieße die Vielfältigkeit dieses Kampfsports verkennen.

Unerhört entwickelt ist die Kunst des Würgens. Die ungeschickten Manipulationen europäischer Verbrecher am Hals ihrer Opfer erscheinen dem Japaner wie blutiger Dilettantismus. Dutzende von Griffen sind erdacht und durchprobt worden, um mit geringstem Kraftaufwand und in ungeahnter Schnelligkeit die vollkommenste Wirkung zu erzielen.

Nur der Jiu-Jitsu-Kämpfer lernt unbewaffnet dem bis an die Zähne bewaffneten Gegner entgegenzutreten. Er lernt mit allen Möglichkeiten zu rechnen, den ungleichsten Kampf aufzunehmen. Er lernt den absoluten Kampfsport, der keine Einschränkung anerkennt, der zur Grundthese nimmt: Der Gegner kämpft „unfair".

Er verzichtet nicht auf Beine und Füße. (Hierin gleicht er dem französischen Boxkampf „Savate"). Mit besonderer Vorliebe wirft er sich plötzlich zu Boden und kämpft liegend gegen den stehenden Gegner.

Das Jiu-Do ist eine besondere Technik, stehend zu kämpfen, durch Zieh- und Reißgriffe den Gegner auf den Rücken zu legen. Es ist das Pendant des

Photo Weißenberg in Breslau

Georg Kolbe, Ruhendes Mädchen. Bronze

Aus dem Garten der Villa Silberberg in Breslau gestohlen und dabei zerstört

Asta Nielsen in dem Sofar-Film „Die freudlose Gasse“

Sebastian Hahn (1644—1713), Tafelaufsatz
Budapest, Kunstgewerbemuseum

Photo Galerie Flechtheim

Renée Sintenis, Junger Esel (Bronze)
Düsseldorf, Jubiläumsausstellung

Photo Reville

Das schönste Modell der Firma Reville in London

World Copyright

Mädchen aus Neu-Guinea

Aus Capt. Frank Hurleys Film „Pearls and Savages“

Photo Vaux, Paris

Stoffpuppe von Maria Wasilieff

Photo Wide World

Das englische Königspaar in Paris

Photo Fuhrmann

Kopf einer Natter

europäischen Ringkampfs. Es verbietet demnach eine Reihe von harten Griffen des Jiu-Jitsu, wie zum Beispiel die höchst wirksame „Nierenzange".

Ins Akrobatische spielen die Scherensprünge hinüber. Der Kämpfer springt freihändig mit gekreuzten Beinen den Gegner an, nimmt seinen Hals zwischen die Beine und wirft ihn zu Boden.

Das Wesentliche unseres Sports ist nicht: Schmerz zufügen, sondern Schmerz ertragen.

Das Weitere kann ich Ihnen nur zeigen. Besuchen Sie uns in der Steinmetzstraße, Sie werden dann Meister und Schüler an der Arbeit sehen.

Ihre

Inga Wöllwarth-Wesendonk.

DAS PETREFAKT WESTMINSTER

Eine Studie über das englische Parlament

Von

RENÉ PARESCE

Nachdruck verboten

„The parliamentary system of England is not only the pioneer and type of all modern representative constitutions; it remains to this day the ripest, the most spontaneous and the most stable realisation of the great conception of representative self-government." Josef Redlich.

Westminster ist unbeweglich geblieben und unantastbar wie ein Vers des Koran. Heute noch berührt den Beobachter des inneren Lebens der englischen parlamentarischen Institutionen als Seltsamstes der Kampf zwischen der Institution, die sich nicht verändern will, und den Menschen, die sich geändert haben, und die nun die Sache zu modifizieren versuchen, ohne daß ihnen das je gelungen wäre.

Um den Sinn dieses Kampfes richtig zu erfassen, müssen wir uns um einige Jahrhunderte zurückversetzen. Diejenigen, die damals neben dem König das Land im wahren Sinne des Wortes regierten, waren die Lords oder großen Grundbesitzer. Lange Zeit hindurch waren sie aller Verpflichtungen enthoben, mit Ausnahme der einen, sich an die Spitze der Streitkräfte zu stellen, die sie ihrem Herrscher jedesmal dann zu liefern hatten, wenn der es mal wieder für nötig hielt, seine Nachbarn mit Krieg zu überziehen. Schließlich stellte sich aber doch die Notwendigkeit heraus, diesem „Magnum consilium regis" gewisse geldliche Abgaben aufzuerlegen. Man mußte also die Steuern erhöhen, und die großen Grundbesitzer beschlossen, im Einverständnis mit ihrem König, zuerst direkt, später aber durch ihr Volk eine Reihe von Personen erwählen zu lassen, welche die Aufgabe hatten, die Hilfsquellen der einzelnen Gebiete zu studieren. Das Volk mit seiner alten, in langen und harten Leidenszeiten erworbenen Weisheit sah sofort, daß seine sogenannten

„Vertreter" (die in Wirklichkeit dem Volk aufoktroyiert, aber nicht von ihm gewählt waren), keine andere Funktion hatten als die Erpressung neuer Steuern. In der Tat waren sie nicht mehr und nicht weniger als Steuereinnehmer für Rechnung der Lords.

Der unglückliche Deputierte, einerseits von seinen Oberen mit Gleichgültigkeit behandelt und verachtet, empfing andererseits den ganzen Haß und Abscheu des Landmannes, der in ihm den Hauptverantwortlichen für das Elend des Volkes erblickte. Überall ergaben sich Schwierigkeiten: die Bauern entledigten sich oft auf eine weder elegante noch menschenfreundliche Art und Weise ihrer unerwünschten Repräsentanten. So kam man zu der Einsicht, das sicherste Mittel, diesen Rat oder diese

Jean Cocteau Léon Bakst

Kammer der Steuereinnehmer intakt zu erhalten, würde darin bestehen, möglichst wenig Lärm um die Person ihrer Mitglieder zu machen. Es wurde also festgesetzt, daß man niemals einen Abgeordneten mit seinem Namen anreden dürfe, sondern immer nur mit dem Namen des Bezirks oder der Stadt, die seiner Kontrolle unterstellt war, und wo er, wenn er es nur verstand, sich dranzuhalten, die beste Möglichkeit hatte, seine Einkünfte zu arrondieren.

Noch heute wird kein Abgeordneter es wagen, in der Debatte den Namen eines seiner Kollegen auszusprechen. Einmal allerdings hat ein Arbeiter-Deputierter, ein alter Bergarbeiter, der viel Witz und eine tiefe Verachtung für alle geheiligten Überlieferungen besitzt, dieser ehrwürdigen Regel zu trotzen gewagt. Mitten während der Sitzung wandte er sich an einen Gegner und rief ihm zu: „Mr. X...., wenn Sie weiter derartige Albernheiten von

sich geben, so werde ich Ihnen ein paar in die Fresse hauen, sobald wir hier heraus sind. Für den Augenblick erkläre ich Ihnen nur, daß sie ein ‚dirty dog' (schmutziger Hund) sind." Die Beleidigung war unzweifelhaft „shocking". Aber dem Speaker erschien sie nicht einmal so. Er erklärte, das Match auf der Straße sei eine rein private Angelegenheit und absolut ehrenhaft zwischen zwei ehrenhaften Mitgliedern des Parlaments. Was die Art der Beleidigung anbeträfe, so bewiese sie schlagend, daß der Arbeiter-Deputierte kein vollendeter Gentleman sei. Nach Abgabe dieser Erklärung jedoch erhob der Speaker die Stimme, auf daß er auch überall deutlich verstanden werde, und erteilte dem Abgeordneten eine scharfe Rüge, daß er es gewagt habe, den Namen seines

Kiril Arnstam (6 Jahre alt)

Gegners auszusprechen, anstatt die obligate Formel zu gebrauchen: „Der ehrenwerte Abgeordnete des Wahlkreises von..."

In den alten Zeiten lief der anonyme und verhaßte Deputierte Gefahr, wenn er des Nachts aus den Sitzungen nach Hause zurückkehrte, bei irgendeiner unliebsamen Begegnung sein Leben einzubüßen. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, in jener Zeit der Handwaffen und Windfackeln eine kleine Anzahl nächtlicher Garden bei der Hand zu haben, die, eine Lanze in der einen, eine schwere, qualmende Laterne in der anderen Hand, nach Schluß der Sitzungen die Abgeordneten nach Hause zu geleiten hatten. Heute haben Wissenschaft und Industrie der Menschheit das Gas geschenkt und die Elektrizität. Westminster aber kennt diese Dinge nicht. Westminster sieht noch heute vom Einbruch der Dunkelheit ab überall Windlichter und übelriechende Laternen. Jedesmal wenn

eine Sitzung sich bis in die Nacht hinein hinzieht, sieht man eine menschliche Gestalt von geradezu unwahrscheinlichem Aussehen die Korridore des Parlaments entlangwandeln. Sie ist mit einer Lanze bewehrt, trägt in der Hand eine Laterne von bedeutend vorsintflutlichem Aussehen und bricht von Zeit zu Zeit in regelmäßigen Abständen mit lauter Stimme in den Ruf aus: „Wünscht irgendein ehrenwertes Mitglied des Parlaments nach Hause begleitet zu werden?" Es ist eigentlich sonderbar, daß sich bis heute noch nie ein humoristisch veranlagter Abgeordneter gefunden hat, der geantwortet hätte: „Jawohl!"

Seit den Anfängen des Jahres 1600, als die berühmte „Schießpulver-Verschwörung" stattfand, die sich vorgesetzt hatte, das britische Parlament in die Luft zu sprengen, hat das englische Volk weder jenes Ereignis noch die öffentliche Enthauptung der Rädelsführer je vergessen, die jedes Jahr wieder von sämtlichen Kindern der vereinigten Königreiche gefeiert wird. In den Augen von Westminster nun besteht diese Verschwörung noch heute und wird sie immer bestehen. Das Wachkommando, das nach dem Attentat sämtliche Keller und Gewölbe von Westminster untersuchen mußte, existiert noch heute.

Und jedesmal, wenn der König oder ein Mitgleid der königlichen Familie an einer Galasitzung teilnimmt (z. B. bei der Eröffnung einer neuen Legislaturperiode), so wird dem König und seinem Gefolge die Erlaubnis zum Betreten der inneren Räume nicht eher erteilt, als bis dieses spezielle Wachkommando die Runde durch sämtliche Keller und Gewölbe gemacht und in klaren und deutlichen Ausdrücken (die noch heute die gleichen sind wie vor fast drei Jahrhunderten) erklärt hat, daß man keinen verdächtigen Personen begegnet sei und keinerlei Fässer mit explosivem Pulver gefunden habe.

Der einzige, wirklich imposante, weitläufige und bequeme Raum, den der neue nach dem großen Brande von 1834 errichtete Palast umschließt, ist der alte, gewölbte Saal, der zu einem Teil im Untergeschoß liegt und fast das einzige ist, was von dem alten Körper übrigblieb. Über und neben ihm hat man alles übrige aufgebaut. Wie nun sollten sich die neuen Baumeister mit ihrer Aufgabe abfinden? Sie brauchten nichts zu tun, als Westminsters Seele zu studieren und ihr eine passende Wohnung zu geben.

So fabrizierte man zunächst einmal einen Glockenturm, auf daß seine Stimme (die abscheulichste, tristeste und dumpfste aller metallenen Stimmen von London) der Bevölkerung der Hauptstadt die großen Ereignisse, die großen Feste und vor allem die großen Trauerfälle verkünden möge. Dann baute man einen riesengroßen, üppigen Saal: das Oberhaus, das den Lords zugeteilt war. Daneben versammeln sich in einem kleineren Saal von durchaus bescheidenen Ausmaßen und Aussehen die Deputierten, die alten Steuereinnehmer.

Ein schweres Problem noch harrte der Lösung: wie sollte man bei dieser Anordnung der Säle das Geheimnis (wie in der Vergangenheit) der Arbeiten der Lords wahren? Westminster nahm seine Zuflucht zu einer

Fiktion — — geographischer Art. Wie der Geograph den Globus mittels einer abstrakten Linie in zwei Hemisphären teilt, so zog Westminster eine ideelle Absperrungskette zwischen den beiden Kammern. Niemand hat das Recht, sie zu passieren. Ohne existent zu sein, hat sie der Abnützung durch die Zeit widerstanden und wird ihr in alle Ewigkeit widerstehen.

Im Verlauf einer Debatte zitierte ein Abgeordneter einmal, die geheiligten geographischen Regeln vergessend, um seine These zu stützen, einige Entscheidungen oder Akten des Oberhauses.

„Das Mitglied des Bezirks X... wird gebeten, seinen Ausspruch sofort zurückzunehmen. Die Arbeiten des Oberhauses sind dem Unterhause nicht bekannt", ruft indigniert der Speaker.

„Aber wie kann das sein," antwortet der Deputierte, „da ich das, was ich eben sagte, mit meinen eigenen Augen in dem Bericht über die Sitzung des Oberhauses, der in sämtlichen Morgenblättern erschienen ist, gelesen habe?"

Der Speaker drohte mit Ausschluß und versicherte noch einmal, daß die Abgeordneten nicht wissen können, was in der benachbarten Kammer vor sich geht und besprochen wird. Er hat vollkommen recht. Er spricht die Sprache Westminsters: Jahrhundertelang, seit 1215, hat die Kammer der Lords im geheimen getagt. Infolgedessen existiert das Geheimnis. Und außerdem ist die Kette da, die niemand passieren kann. „Jawohl! Aber heute gibt es Zeitungen." — „Nein", antwortet Westminster. „Da es im Jahre 1215 keine Zeitungen gab, so gibt es auch heute keine und wird es niemals weder Zeitungen noch Zeitungsschreiber geben."

Arthur Grimm Litho

Ein außerordentlich kompliziertes System von unverrückbaren Prinzipien und Regeln hat den Bau der Abgeordnetenkammer geleitet. Aus irgendwelchen mysteriösen Gründen hatte man sich vorgesetzt, einen Saal zu erbauen, der imstande sei, mit großen Schwierigkeiten zwei- bis dreihundert Menschen zu fassen, unter der Bedingung natürlich, daß jeder sich mit einem Minimum an Platz begnügt. Welche Kämpfe um diese dreihundert Plätze, welche Intrigen, was für eine geradezu heroische Ausdauer im Kampf!

Zur festgesetzten Stunde stürzen sich durch die geöffnete Eingangspforte die Abgeordneten ins Parlament, wie junge Musikenthusiasten beim

Kampf um einen guten Galerieplatz am Abend eines Konzerts. Glücklich diejenigen, die als die ersten hineinkommen! Sie empfangen den Lohn für ihre Leiden und ihre Ausdauer während der ganzen Legislaturperiode. Erkämpfter Platz ist erkämpftes Recht. Die zuerst Gekommenen besetzen die unteren Plätze, die nächsten die oberen; wer zu spät kommt, muß sich damit begnügen, in die Logen der oberen Etage neben denen des Publikums hinaufzusteigen.

Im Grunde ist der Unterschied zwischen unten und oben gar nicht einmal so groß, denn ein englischer Abgeordneter, wo er auch sitzen möge, hat Anspruch nur auf ein paar Dezimeter Leder als Platz für ... seine eigene Person. Ist er unglücklicherweise im Besitze langer Beine, so muß er die Frage mit seinem Kollegen aus der unteren Sitzreihe besprechen, damit jener einwillige, sich die Knie seines Freundes und Kollegen in den Rücken bohren zu lassen. Will ein Abgeordneter sich Notizen machen, so muß er auf jeden Fall, ob er nun oben sitzt oder unten, das Blatt oder den Notizblock auf die Knie stützen. Warum also diese Gier nach den Plätzen in der ersten Reihe? Vielleicht damit man sich von Angesicht zu Angesicht den Mitgliedern der Regierung gegenüber befinde? Keineswegs, denn von der zweiten oder dritten Reihe aus hat man einen viel besseren Überblick.

Der Grund ist ganz einfach der, daß, wenn man in der ersten Reihe sitzt, man direkt vor sich einen großen, schönen Tisch hat. Und auf diesen Tisch hat man die Ehre und das Vergnügen, seine Füße stützen zu dürfen, oder, wenn man will, kann man auch seine Schuhe daran aufbaumeln.

Welches aber ist der Zweck und Sinn dieses symbolischen Tisches? Er stellt das in seiner Art einzige Möbel des Tempels dar. Er steht gegenüber dem Thron aus geschnitztem Holz, auf dem, unbeweglich und mit Perücke und Cape bekleidet, der Speaker sitzt. Zu Seiten des Speakers, ihm den Rücken zuwendend, sitzen drei Gerichtsschreiber, ebenfalls in Perücken, an diesem Tisch und füllen Bogen um Bogen mit mysteriösen Zeichen. Vor ihnen befindet sich eine Reihe dicker Bücher, Vorschriften, Regeln, Nachschlagewerke und Enzyklopädien aller Arten. Aber das ist noch nicht alles! Am äußersten Ende des Tisches, auf der Seite, wo die Regierung ihren Platz hat (erste Reihe der Regierungsbänke), hat Westminster ein ganz kleines Kästchen aus Nußbaumholz hingestellt, eine reizende kleine Angelegenheit von etwa dreißig bis vierzig Zentimeter Länge. Dagegen ist gar nichts einzuwenden, das Kästchen ist hübsch gearbeitet, und das Holz zeigt gewichtige bronzene Verzierungen. Ein reizendes Spielzeug, um Geschenke darin aufzubewahren! Das ist die Tribüne! Hier ist es, wo Westminster einen schlagenden Beweis seiner Macht und seiner fast übernatürlichen Intelligenz gegeben hat. Wenn in den alten guten Zeiten unserer Vorväter die Steuereinnehmer sich versammelten, so diskutierten sie, ohne jemals die Stimme zu erheben, als gute Kameraden miteinander — und hatten eine Tribüne bestimmt nicht

nötig. Auch gab es damals weder die Unbequemlichkeit einer Zuhörerschaft noch der Öffentlichkeit. Da die Abgeordneten des Jahres 1300 also keine Tribüne nötig hatten, so können auch die des Jahres 1925 unter keinen Umständen eine nötig haben. Der Abgeordnete hat sich nur an den Speaker zu wenden und braucht nur von diesem verstanden zu werden. Immerhin mußte man das Parlament, sei es auch noch so wenig, den unvorhergesehenen Anforderungen der Neuzeit doch in etwas anpassen. Was tun? Westminster dachte nach, überlegte, erwog alle Für und Wider und fand schließlich den folgenden Ausweg: „Was ist eine Tribüne? Eine Tribüne ist nichts als ein Wort, eine Konvention. Nun wohl," sagte Westminster, „ich werde ein kleines Kästchen auf den Tisch stellen, ich werde mir Mühe geben, es euch so hübsch machen zu lassen, wie mein künstlerischer Geschmack es nur erlaubt, und kein Mensch kann euch verbieten, es ‚Tribüne' zu taufen." Und so geschah es.

Hans Gassebner

Heute betritt der englische Minister, wie der Minister jedes anderen Landes auch, die Tribüne: er erhebt sich langsam von seinem Platz, sieht einen Augenblick auf seine Hände, macht zwei Schritte nach vorwärts und stellt sich vor den Tisch, dem kleinen Holzkästchen gegenüber; er stützt seine eine Hand darauf und spricht. Ihr mögt davon halten, was ihr wollt: für Westminster befindet der Minister sich in diesem Augenblick auf der Tribüne. Er spricht von der Höhe der Tribüne herab! Kein einziger von den 615 Mitgliedern des britischen Parlaments würde es wagen, euch zuzugeben, daß diese Tribüne nichts ist

als ein einfaches kleines Holzkästchen, nicht einmal groß genug, als daß ihr euren Hut hineinlegen könntet.

Neben dem Redner und ihm gegenüber — eine ununterbrochene imposante Reihe großer und kleiner Stiefelsohlen! Der englische Minister hat eine artig zusammengesetzte Zuhörerschaft: in der ersten Reihe, neben sich und vor sich, sieht er lauter Schuhe; etwas entfernter, eine Beinlänge weit, hat er die Besitzer besagter Schuhe, in der zweiten und dritten Reihe jene Unglücklichen, die es nicht verstanden haben, die ersten Plätze zu ergattern, und die infolgedessen auch nicht das Recht haben ... Abgesandte (die übrigens oft genug Flicken auf der Sohle zeigen) auszuschicken, um die Ränder des Tisches zu besetzen. Vielleicht ist auch dies eine diabolische Idee Westminsters, um mit der Erlaubnis, die Füße auf den Tisch zu stellen, in dem Deputierten die Illusion zu erwecken, daß er absoluter Herrscher sei, während er doch in Wirklichkeit nichts ist als eine Marionette, deren Fäden Westminster fest in seinen unbesiegbaren Händen hält.

Aber Westminster hatte noch ein anderes, beträchtlich schwierigeres Problem zu lösen. Seit langer Zeit schon hatten die Abgeordneten aufgehört, sich im geheimen zu versammeln. Die Sitzungen sind öffentlich, der Regierungsform des „souveränen Volkes" entsprechend! Was tun? Auch hier wieder gab Westminster Beweise seiner Weisheit, seiner Voraussicht, seines geradezu staunenerregenden Scharfsinns! „Das Publikum hat Zutritt zu den Sitzungen, aber ich werde es so einrichten, daß es die Abgeordneten weder sieht noch von ihnen gesehen wird." Man baute also auf seinen Befehl einen winzig kleinen Saal im Zentrum eines riesengroßen Gebäudes. Für die Benutzung durch das Publikum stellte man zwei Treppen zur Verfügung, die eine für jene Bevorzugten, die besondere Einlaßkarten hatten, die andere für die gewöhnlichen Irgendwers. Um aber dem einen wie dem anderen zu beweisen, daß sie in den Augen von Westminster nicht existierten, hat man für sie so enge und unbequeme Treppen gebaut, daß, wenn man beim Hinaufsteigen ein Mitglied jener verachteten Bruderschaft, die sich Publikum nennt, sich entgegenkommen sieht, man entweder wieder hinuntersteigen muß, um ihn vorbeizulassen, oder warten muß, bis er in entgegengesetzter Richtung das gleiche getan hat.

Kann nun das privilegierte Publikum in den drei oder vier kleinen Logen, in denen es zusammengepfercht ist, irgend etwas sehen? Recht wenig jedenfalls: das eine Ende des Saales, den Thron des Speaker, den berühmten Tisch mit den Schöffen, der mystischen Tribüne und den Schuhen und einen Ausschnitt der Regierungs- und der Oppositionsbänke.

Der Rest des Saales mitsamt seinen Insassen befindet sich unterhalb der Logen, die, gestützt von festen, soliden Säulen, sich um mehrere Meter in den Saal hineinschieben. Ein paar seitliche Logen bleiben reserviert für diejenigen Abgeordneten, die sich verspätet und infolgedessen unten keinen Platz mehr bekommen haben. Dies ist also das Panorama, dessen jene Privilegierten sich erfreuen, die ein Billett bekommen und sich dazu verstanden haben, Namen und Adresse in ein

Neue Bilder von Anton Kolig

Galerie Würthle, Wien

Fruchtbarkeit

Prag, Galerie

Jüngling

Photo Wide World

Die Läufer Nurmi und Ritoli

Photo Tellgmann, Langensalza

Sprung über vier Pferde auf dem Kasernenhof in Langensalza

Otto Sohn-Rethel in Rom

Photo Bonney

Archipenko in New York

Aquarelle von Paul-Emile Pajot

Provenzalischer Segler

Der Segler „Suisse“

Photos Galerie Pierre in Paris

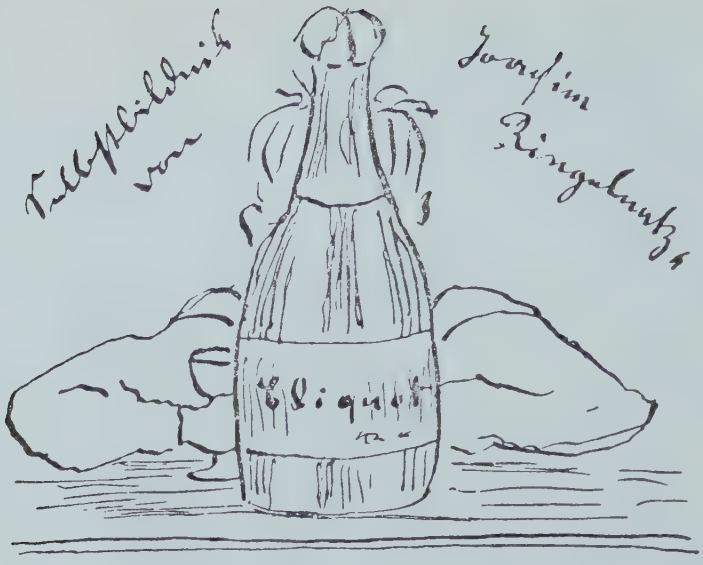
riesiges Register einzutragen und dann eine ganze Reihe knarrender und quietschender Tourniquets zu passieren.

Die anderen? Die Masse? Die anderen sperrt man in Käfige. Im Hintergrund des Saales, zwei Stockwerke über dem Throne des Speaker, befinden sich ein paar Reihen amphitheatralisch angeordneter Bänkchen, welche das Publikum enthalten, von der Welt und vom Saale abgesperrt durch ein enges Gitter, das von weitem den Eindruck eines strengen gotischen Bauwerks mit dicht aneinandergerückten Fenstern erweckt. Durch diesen unwahrscheinlichen Verschlag sieht das in dem erstickenden Käfig eingeschlossene Publikum von dem ganzen Saale nichts als ein paar Reihen von Bänken auf der entgegengesetzten Seite. Kann es nun von der Höhe dieses Zufluchtsortes aus, den Westminster ihm bereitet hat, auf daß es weder sehe noch gesehen werde, die Stimmen der Redner hören? Dazu würden mindestens schon ungewöhnlich gute Ohren gehören. Denn im englischen Parlament ist einer um so mehr Gentleman, je leiser er spricht und mit einem um so geringeren Aufwand an Gebärden. Der Redner würde übrigens gar nicht genügend Platz haben, um mit den Armen zu fuchteln (wie sein lateinischer Kollege), und noch weniger, um seinem geliebten Korpus einnehmende und ausdrucksvolle Stellungen zu geben. Er spricht also, indem er die Hände in den Taschen behält oder allerhöchstens nachlässig mit seiner Uhrkette spielt, was seinem Nachbar unter keinen Umständen gefährlich werden kann. Man sagt in England, für den Abgeordneten seien die Hände unnütz.

Die Hände des Abgeordneten, die während des Krieges ausnahmsweise aktiv geworden waren, um den „patriotischen" Reden Lloyd Georges Beifall zu klatschen, haben sich seit dem Friedensschluß wieder zurückgebildet, und heute haben sie kaum noch die Kraft, mit einer Uhrkette zu spielen, eine Uhrkette zu kitzeln, ein Schlüsselbund zittern oder ein paar Schilling in der Tasche der politischen Rosen tanzen zu lassen. Der Deputierte braucht nichts als einen Mund und Füße. Seine Pflicht besteht vor allem darin, seinen Beifall oder sein Mißfallen kundzugeben. Das tut er, indem er entweder in zwei- oder dreifacher Wiederholung einen gutturalen Laut: Uh! Uh! Uh! ausstößt, welchen der offizielle Bericht des nächsten Morgens als „Beifall" oder „Heiterkeit" registriert, oder indem er mit den Füßen auf den Boden trampelt, was in der parlamentarischen Sprache mit „Zeichen von Aufmerksamkeit, Widerspruch", oder in reinerem politischen Jargon mit „allgemeiner Lärm" zu übersetzen ist.

So also erscheint diese alte und ruhmreiche Institution, das britische Parlament, dem Auge eines unbefangenen Beobachters, der sich aber rühmt, warmes Blut und ein anormal unpolitisches Gehirn zu besitzen.

Und um dieses ernste Thema vom Leben und von den Sitten des ruhmreichen Greises Westminster, dieses einzigen Überlebenden der sagenhaften Helden, würdig zu beschließen, wiederholt er auf seine Art die Beschwörungsformel des Islam: Westminster ist groß, und der Speaker ist sein Prophet. *(Deutsch von Berta Bessmertny.)*



SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Im allgemeinen ist von den Versteigerungen der letzten Monate zu sagen, daß gute Spezialsammlungen vielseitiges Interesse erregten, und daß bei der Verauktionierung solcher Sammlungen (Graphik, Bücher und Bilder) auch gute Preise erzielt wurden. Allerdings entschließen sich die deutschen, insbesondere die Berliner Antiquare erst in letzter Zeit dazu, die Tax- und Mindestverkaufspreise so niedrig anzusetzen, wie es der Marktlage angemessen ist. — Daß es möglich ist, in Deutschland Auktionen von internationaler Bedeutung zu veranstalten, zeigen die Albertina-Auktion bei Börner in Leipzig und an einem kleineren Spezialgegenstand die Auktion geographischer Werke bei Graupe in Berlin. Daß dagegen Versteigerungen, bei denen ein Sammelsurium aus den verschiedenartigsten Sammelgebieten vertreten ist, nur zu Fehlschlägen führen, erwies die letzte Auktion der sonst so erfolgreichen Firma Henrici, die am 11. Juni Bücher (deutsche Erstausgaben), Stammbücher, dekorative Kunstblätter, Bilder aus dem Goethekreis, Originalbildnisse und Miniaturen, Porzellane, Gold-Dosen, Ringe, Uhren, Tabatieren, Silber und Möbel in einer einzigen Auktion anbot und, da es sich wohl um durchgehend hochwertige, aber in jeder Abteilung nur um einige wenige Stücke handelte, einen eklatanten Mißerfolg erzielte. Während die Summe der Schätzungspreise rund 250 000 Mark ausmachte, belief sich der Umsatz der verkauften Stücke auf ungefähr nur 33 000 Mark; wogegen dieselbe Firma am 23. März an dekorativen Kunstblättern allein 241 000 Mark umgesetzt hatte.

Auch die ausländischen Auktionen zeigten, daß erst geschlossene große Sammlungen — wie die 160 Renoirs der Gagnatversteigerung — den internationalen Kunstmarkt wirklich interessieren, während verstreute Einzelstücke auch hoher Qualität schlechte oder gar keine Käufer finden.

Bei der *Wiener Versteigerung* des Gemäldenachlasses von Gottfried *Eißler* brachten nur die Wiener Stücke gute Preise. Von den anderen blieb einiges unverkauft, anderes sehr billig, so eine Tiepolo-Zeichnung mit 400 österreichischen Schilling = 240 Mark.

Waldmüller: Porträt 7200 S.
Schindler: Rekrut 9200 S.
Alt: Stefansplatz 8800 S.

In *Kopenhagen* wurde die Sammlung *Tetzen-Lund* im Mai mit mäßigem Erfolg versteigert. Ein großer Munch und ein Renoir blieben unverkauft, eine Studie von Munch brachte 10 000 Kronen, *Picasso:* Figure dans un fauteuil 900 Kronen, Spanische Straße ebenfalls 900 Kronen, drei *Matisse* 4000—4300 Kronen, *Derain,* Damenporträt 1625 Kronen, *Marguet,* Boote 1200 Kronen.

Während es in *Zürich* der Galerie Coray-Stoop nicht möglich war, einen Cézanne für 25 000 schw. Fr., einen guten Renoir für 19 000 Fr. loszuschlagen, brachte die große Renoir-Auktion der *Sammlung Gagnat in Paris* einen außerordentlichen, in Deutschland durchaus unerwarteten Erfolg. Gagnat — ein Neffe des Bibliophilen und Gemäldesammlers Gallinard — hatte erst nach 1900 angefangen zu sammeln. Er hatte *160 Renoirs* aus der letzten Periode des Meisters zusammengebracht und soll durchschnittlich nur 2000 Fr. für jedes Bild gezahlt haben. Unter Übersteigerung aller Schätzungspreise um ein Vielfaches auch für geringere Bilder wurden als Höchstpreise erzielt:

Badende verwundet	505 000 Fr.
Frau mit Strauß	212 000 Fr.
Barke	175 000 Fr.
Rosen	200 000 Fr.

Gute Akte kosteten auch 150—200 000 Fr.

Auf dieser Auktion wurde *Cézannes* großer Baum von Montbriand für 528 000 Fr. verkauft.

Renoir, den man heute etwas zu verallgemeinernd den Watteau des 19. Jahrhunderts nennt, wurde jedenfalls den Meistern des 18. Jahrhunderts entsprechend eingeschätzt, denn bei der Versteigerung der *Sammlung Léon Michel-Lévy* brachte *Watteaus* Verzauberte Insel 475 000 Fr.; *Fragonards* Philosoph 415 000 Fr.; Die Inspiration Voltaires von *Saint-Aubin* 76 000 Fr.

Bei *Christie* in London (13.—22. Mai) waren die hauptsächlichsten Preise in Guinees:

Boucher: Junge Frau im Park	1000
Bellini: Herrenporträt	3400
Cuip: Uferlandschaft	3700
Mabuse: Edelmann	4400
Metsu: Dame, eine Figur zeichnend (brachte 1876: 700 G.) heute	2100
Ostade: Bauernschmiede, Schenke von 1663	1700
Frau mit Kind (brachte 1829: 500 G.) heute	2000
Ruisdael: Wasserfall	1350
Jan Steen: Lustige Gesellschaft	1300
Teniers: Vier Bilder (Jahreszeiten)	600

Van Dyck: Christkind auf Weltkugel	1300
Leonardo da Vinci: Christkind u. heilig. Johannes (aus dem Besitz des Earl of Carnegoon)	1800
Gainsborough: Countess of Chesterfield	17000
Porträt Stanhope	6500
Reynolds: Zwei Lords als Bogenschützen	6000
Countess Carnarvoon und ihr Sohn	9500

Graphik

Von den *Albertina-Doubletten bei Boerner* in Leipzig — dem heute sicherlich bedeutendsten Graphik-Auktionshaus Europas, einschließlich Englands — brachten die großen Stücke ganz außerordentlich hohe Preise; nur diese seien hier genannt:

Rudolf Großmann

Altdorfer: Versuchung der zwei Einsiedler	4 600 M.
Meister E. S.: Evangelist Johannes	13 800 „
Rembrandt: Bildnis de Jonghe . .	10 500 „
„ Jan Lutma im ersten Zustand	24 500 „

Die Wiener Albertina konnte, wie der wissenschaftlich durchaus musterhafte Katalog versprach und der Auktionserfolg auswies, keinen besseren Verkaufsweg als den gewählten finden. Die internationale Anerkennung Boerners bezeugte außer der Wiener Galerie auch wieder das Britische Museum, das nicht einer heimischen Londoner Firma, sondern Boerner in Leipzig seine Doubletten anvertraut hatte.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die Lagerliste 30 der Firma C. G. Boerner verwiesen. — Bei *Prestel* erzielten *Chodowieckis* Zeichnungen die üblichen Preise von 100 bis 500 M., während Handzeichnungen von *Cornelius* auf 1000 bis 2500 M. stiegen und ein Aquarell von *Schwind* (Nymphe) 1250 M. kostete.

Bei *Perl* kosteten am 11. Juni Corinths Graphiken selbst in Zustandsdrucken nur um 20 und 30 M. herum; Blätter von *Sepp Frank* 50—75 M.; Tierlithos von *Gaul* 15—25 M.; Blätter von *Klinger* immer noch über 40 M. (die Pest 110 M., Elend 75 M.), während *Käthe Kollwitz* schlecht bezahlt wurde (Weberaufstand 35 M., Selbstbildnis 45 M.); *Lehmbrucks* brachten 25—40 M.; teurer waren Radierungen von *Liebermann*, von denen die besseren 120—180 M. kosteten, und am besten bezahlte man *Munch* (Vampyr 330 M.).

Bücher

Die hervorragende *Sammlung von geographischen und Reisewerken*, bei *Graupe* am 13. Juni versteigert, enthielt außer den wichtigsten Gebrauchswerken eine große Reihe von Seltenheiten. So die Galérie agréable du monde von Peter *v. d. Aa* von 1729 in 66 Bänden (3800 M.), *Brys* Große Reisen von

1590 (500 M.), den *Blaeu*schen Atlas von 1697 in 2 Bänden (920 M.); das Blaeusche Théatre du monde, dreibändig, von 1738 (740 M.); Piranesis römische Veduten in der ersten Pariser Ausgabe (2100 M.); die 30 Bände der großen Merianschen Topographie (2400 M.); die zweite Ulmer Ausgabe der *Cosmographia des Ptolemaeus* von 1486 mit der ersten Darstellung Grönlands auf der Weltkarte (4800 M.); die Geographia des Ptolemaeus von 1508 (2300 M.); dann ein herrliches Exemplar von *Janschas* 50 malerischen Ansichten des Rheinstroms, von Ziegler gestochen (2400 M.).

So wenig erwähnenswert die meisten Produkte der neuen Buchkunst bis auf wenige Ausnahmen sind, so sehr werden die wenigen Ausnahmen geschätzt. Bei *Graupe* wurden besonders moderne Pergamentdrucke am 25. und 26. Mai gut bezahlt.

Goethe: Tasso — Doves Press auf Pergament mit Goldinitialen 2800 M.
Goethe: Werther — Doves Press auf Pergament mit Goldinitialen 2300 M.

Aber schon die deutschen Pergamentdrucke der Bremer Presse und der Kleukens-Presse wurden viel billiger. — Lokalgeschichtliche Literatur und Graphik wird noch immer mit Recht besser bezahlt als zweifelhafte moderne Buchkunst; so hatte *Hans Goetz* in Hamburg mit einer Hamburgensien-Versteigerung einen gleich guten Erfolg wie *Graupe* im Frühjahr mit seinen Berliner Ansichten und Büchern.

van Hauth — Grit Hegesa

Die geringe Einschätzung der meisten modernen deutschen Pressendrucke erwies auch die Auktion der *Münchener Bücherstube am Siegestor, Horst Stobbe,* am 15. Juni, wo Dreiangel-, Eginhard-, Ernst-Ludwig-, Hundert-, Hyperion-, Kleukens-, Rupprecht-Drucke liegen blieben oder angemessen gering bezahlt wurden. Bei dieser Auktion blieben auch die meisten Werke moderner Autoren (Hauptmann, Wedekind, Rilke, Hartleben, Dehmel, Bierbaum) unverkauft, bemerkenswerterweise auch in Paris hochbezahlte moderne Franzosen, von denen nur wenig viel zu billig verkauft wurde. Interessant ist die hohe Einschätzung von Erstausgaben und Widmungsexemplaren *Stefan Georges:*

Bücher der Hirten, 1. Ausg. 1892, mit eigenh. Widmung	355	M.
Hymnen, 1. Ausg. 1890	365	„
Das Jahr der Seele, 1. Ausg. 1897	225	„
Maximin, 1. einmalige Ausg. 1907	560	„
Pilgerfahrten, 1. Ausg. Wien 1891	400	„
Teppich des Lebens, 1. Ausg., Gr. 4°, 1900, mit eigenh. Widmung von George und Lechter	810	„

Baudelaire, Blumen des Bösen [Berlin 1891], Manuskriptdruck in 25 Ex., nicht im Handel . . . . . 435 M.
Blätter für die Kunst — trotz des Fehlens einiger „Inlagen", sonst alles, was erschienen, mit der 8. Folge 1000 „

Mit Erfolg verauktionierte *S. M. Fraenkel* in Berlin am 7. und 8. Juli ‚1000 billige Bücher', darunter die ‚Freie Bühne' vollständig von 1890—1893 für 185 M., mit gutem Ergebnis für Auftraggeber und Käufer.

Freihändig zum Kauf angeboten wird eins der 12 bekanntgewordenen, *auf Pergament gedruckten Exemplare der 42zeiligen Gutenberg-Bibel* in drei weißen Kalblederbänden aus dem Besitz des Benediktinerstifts St. Paul im Lavant-Tal in Kärnten zum Preise von rund einer Million Goldmark. Dies tadellos erhaltene und vollständige Exemplar befand sich bis 1796 im Kloster zu St. Blasien, von wo es zur Sicherung vor den anrückenden Franzosen fortgeschafft und 1809 nach St. Paul gebracht wurde. — Ein anderes Pergamentexemplar, das aber unvollständig und daher teilweise faksimiliert ist, brachte 1911 auf der Auktion Robert Hoe zu New York 50 000 Dollar, also rund ein Fünftel des heute für ein vollständiges Exemplar verlangten Preises.

In letzter Zeit sind auch wieder durchaus friedensmäßige Bücher-Lagerkataloge erschienen, von denen die bedeutendsten die Kataloge von Inkunabeln und alten Drucken der Firmen Emil Hirsch-München und Joseph Baer & Co.-Frankfurt am Main sind.

Porzellan

Die Porzellansammlung *Mühsam* wurde Ende April mit dem Ergebnis von recht hohen Preisen für sehr gute, von geringen Preisen für mittlere Stücke in Wien verkauft. Es brachten, um einige Meißner Produkte zu nennen, in östr. Schillingen eine Affenkanne (von 1730) 3300 S., eine große Deckelbowle (von 1730) 1600 S., eine Teekanne (1729 ohne Marke) 2100 S., Quacksalbergruppe (1740 Kändler-Modell) 9400 S., ein paar Papageien 1200 S. —

Chinesisches und europäisches Porzellan bei *Sotheby* in London am 6. Mai: Ein Paar Gefäße in Zwiebelform (Kung-hsi), 23 cm, 95 Lstrl., ein anderes Paar mit Blätterdekors 200 Lstrl., ebensoviel 3 Zylindervasen derselben Periode; zwei Kylins der famille verte 480 Lstrl., eine Vase derselben Art mit 28 Berittenen in Berglandschaft 500 Lstrl. —

Hohe Preise erzielte *Bangel* am 26. Mai in Frankfurt: Die Höchster Schäfergruppe von Melchior 1250 M., dessen Liebespaaar 1150 M.; zwei Deckeldosen mit Puttos (Höchst) 870 M., die Frankenthaler Dame mit Muff von Luck 1450 M., der Herr mit Muff 840 M., das Lanz'sche Paar unter dem Baum 1270 Mark.

Münzen

Vom 15. bis 18. Juni wurden bei Kündig und Naville in *Luzern* antike Münzen und Medaillen versteigert. Da wirklich echte und guterhaltene Stücke doch sehr selten sind, seien hier besonders frühe römische Stücke aes grave, eine Medaille der Messalina, eine Goldmedaille des Constantius Chlorus und Münzen von Carthago, Thasos, besonders eine zusammengehörende Serie seleuzidisch-syrischer Münzen, verzeichnet.

Zinn

Nach längerer Zeit wurde eine Zinnsammlung international gewertet. Es handelte sich um die Sammlung Audiot, die Ende April in Zürich versteigert wurde und als höchste Preise 1400 Fr. für zwei Genfer Kerzenhalter von 1609, für zwei Weihwasserkannen des 18. Jahrhunderts 1000 Fr., für gute Weinkannen rund je 300 Fr. brachte.

Teppiche

Am 6. Mai bei *Sotheby:*

Garnitur: 7 Aubussons verschiedener Formate, Sportleute und Trophäen 820 Lstrl.

Ein Pariser Gobelin von Febure: Toilette einer Prinzessin, 820 Lstrl.

Bei Drouot in Paris:

Am 4. und 5. Juli eine Beauvais-Tapisserie mit Szenen nach Watteau 188 000 franz. Fr., eine andere mit Sonnenaufgang 325 000 franz. Fr., ein Aubusson mit Schäferszenen nach Qudry 450 000 frz. Fr.

Perserteppiche kosten das Mehrfache, ungefähr das Vierfache ihrer Friedenspreise.

Bei *Hecht* in Berlin Ferachan (blau, $3\frac{1}{4} \times 4\frac{1}{2}$) 1600 M., Mahal ($3 \times 4\frac{1}{2}$) 1400 Mark.

Wolfgang Grote — Madame Bovary

BUCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Bessmertny.*

WILHELM FLIESS, Zur Periodenlehre. Jena, Eugen Diederichs.

Fließ hat seine längst Bestandteil des biologischen Denkens gewordene Periodizitätslehre durch Sammlung und Ergänzung früherer Aufsätze einem größeren Kreis neu zugänglich gemacht. Vor allem geht er hier auch auf die gegen ihn erschienenen Polemiken ein.

FRIEDRICH PFISTER, Schwäbische Volksbräuche. Augsburg, Verlag Benno Filser.

Erste Zusammenstellung schwäbischer Volksbräuche als Versuch, so zum heute nicht mehr manifesten Volksglauben vorzudringen. Wichtig durch vergleichende Untersuchung und Einordnung in Volkskunde und Mythologie.

STIFTER-BRIEFE in Auswahl. Leipzig, C. F. Amelang Verlag.

Im ganzen eigentlich sonderbar flach und schematisch gedankenarm. Sympathisch, wo Stifter sich, im Gegensatz zu seinen Werken, menschlich erhitzt.

TASCHENBIBLIOGRAPHIEN FÜR BÜCHERSAMMLER. Stuttgart, Julius Hoffmann.

I. MAX SANDER, Die illustrierten französischen Bücher des 19. Jahrhunderts.

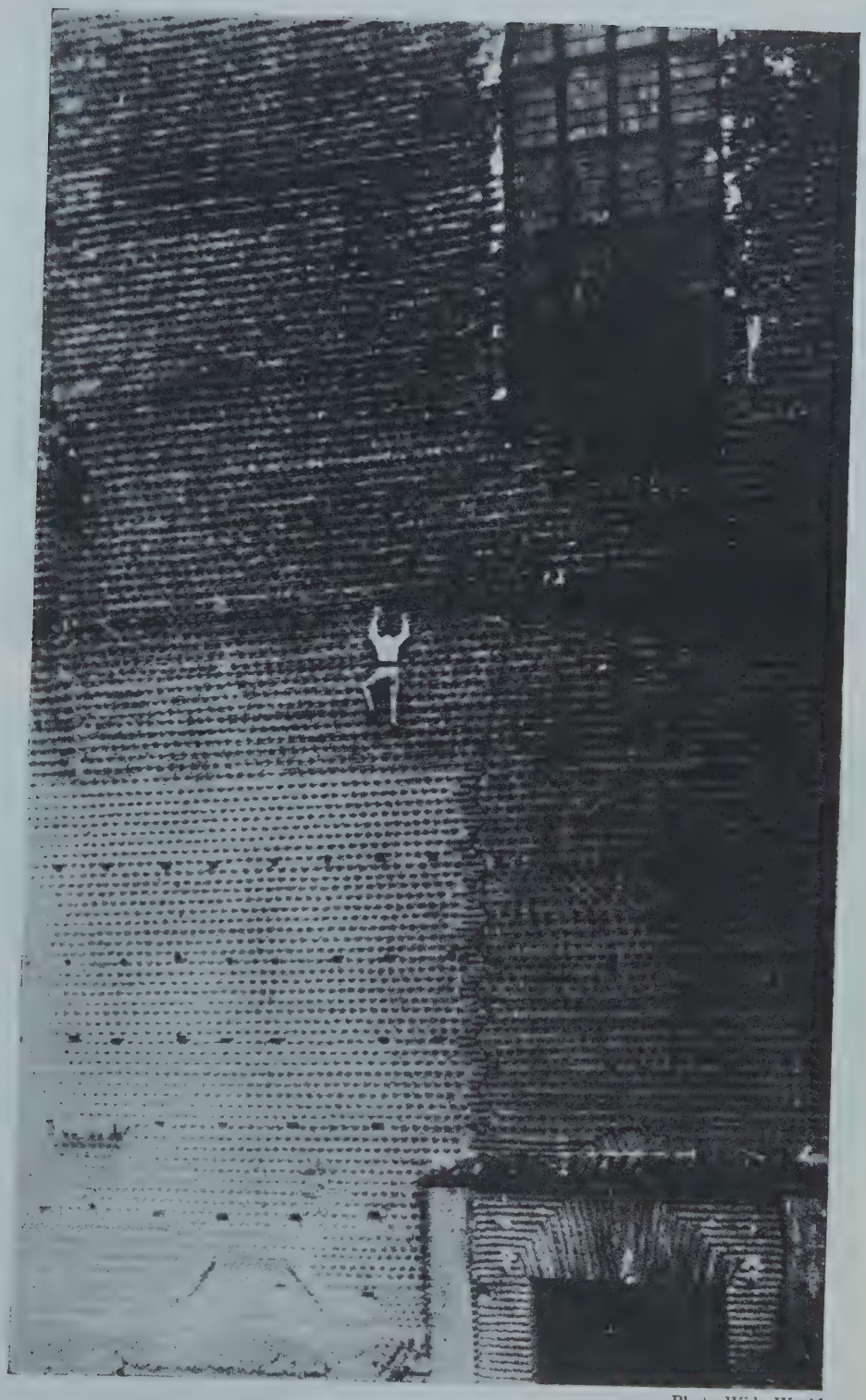
Diese Bibliographie umfaßt die Zeit von etwa 1825 bis 1875. Sie ist so geschickt angelegt, daß ein wirklich brauchbares Taschenbuch zustande gekommen ist. Mehr kann man zum Lob eines solchen Buches nicht sagen. Der erste Teil des Buches enthält eine Aufstellung der wichtigsten Illustratoren mit kurzer Biographie; der zweite Teil gibt den eigentlich beschreibenden Katalog der illustrierten Bücher alphabetisch nach den Verfassern der Bücher geordnet mit hinzugefügten Auktions- und Katalogpreisen; im dritten Teil wird ein Oeuvrekatalog der Künstler des zweiten Teils gegeben, so daß eine Zusammenstellung ihres Werkes als Buchillustratoren entsteht.

II. LOTHAR BRIEGER, Ein Jahrhundert deutscher Erstausgaben. Die wichtigsten Erst- und Originalausgaben von etwa 1750 bis etwa 1880.

Eine Zusammenstellung von über zweieinhalbtausend Werken der deutschen Literatur von etwa 1750 bis etwa 1880. Wie jede Auswahl nicht ohne Willkür, aber mit Gefühl für die gangbaren Sammelobjekte. Keine Philologenarbeit, aber wichtig als erster beschreibender und mit Preisen ausgerüsteter Katalog der bevorzugteren Werke. Allerdings sollten Variantenangaben trotz aller Knappheit nicht fehlen (Räuber, Goetz), ebenso wie wenigstens die Verzeichnisse der Werke der Klassiker vollständiger hätten sein müssen (wie sie der Schweizer Bearbeiter Bloesch für seine Heimatsautoren erschöpfender bringt).

PAUL KLUCKHOHN, Die deutsche Romantik. Bielefeld, Velhagen & Clasing.

Das Vorwort sagt, daß dies Buch aus sieben Vorträgen in einer Provinzgesellschaft für Geisteswissenschaften entstanden ist. Ob die Drucklegung unbedingt notwendig war, ist zu bezweifeln; was als Vortrag und Einführung vielleicht dem Publikum entspricht, genügt noch nicht dem Bedürfnis nach Aufzeichnung.

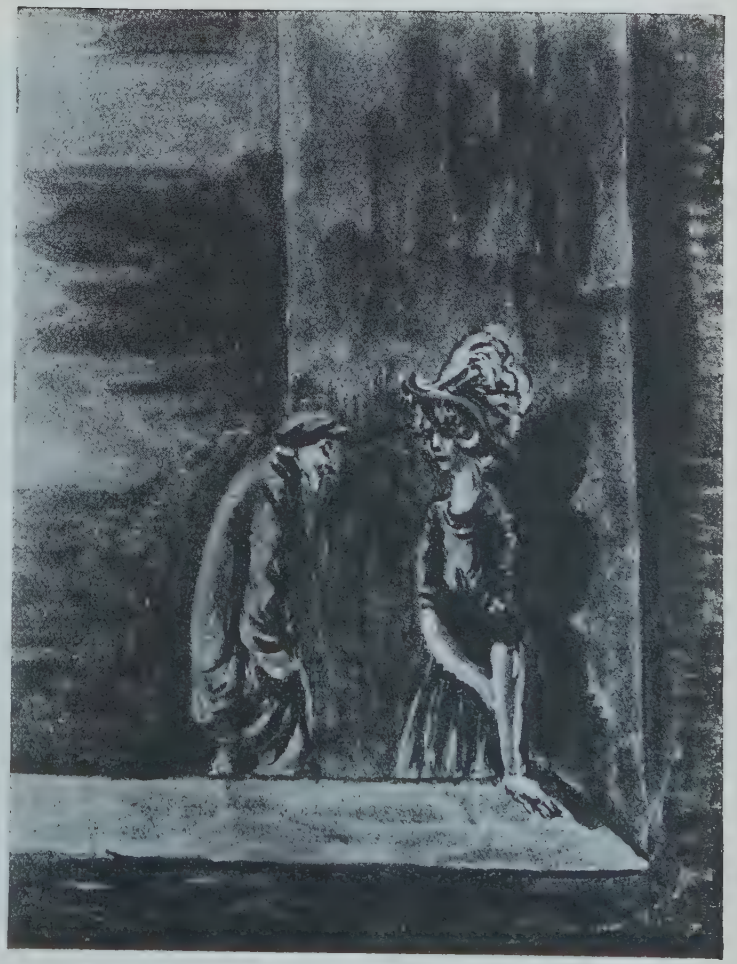


Fassadenkletterer in Bologna

Photo Wide World

Photo Galerie Simon

Elie Lascaux



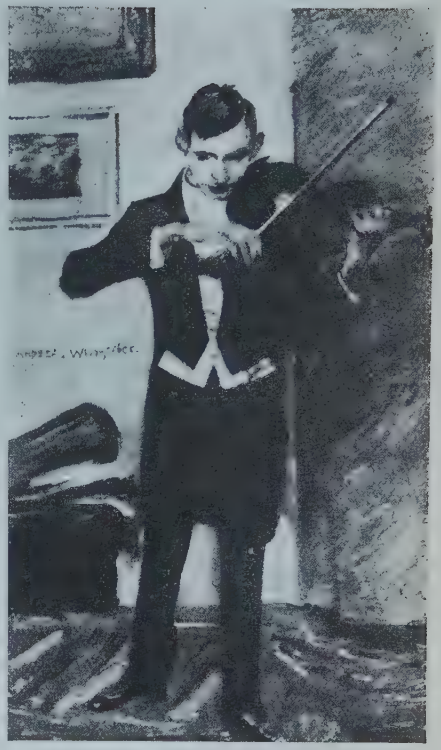
Privatbesitz, Oslo

Per Krohg

Der Geiger Andreas Weissgerber (Sammlung D. L., Berlin)

Mit Genehmigung von Paul Cassirer
Max Liebermann

Mit Genehmigung von Bruno Cassirer
Max Slevogt



Lovis Corinth

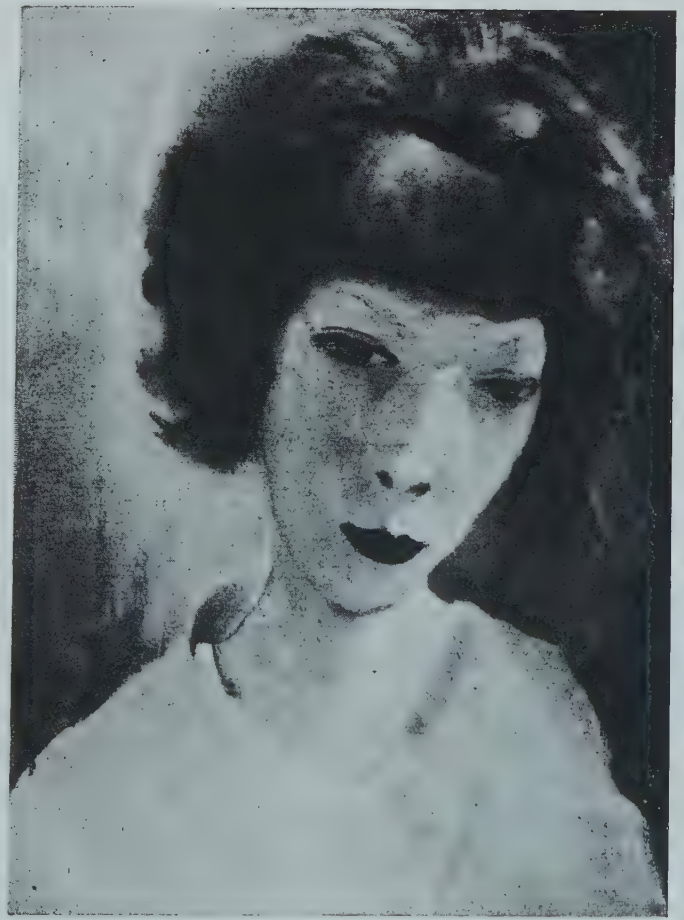


Photo Paul Rosenberg, Paris

Marie Laurencin (Ausschnitt). London, Leicester Gallery

Photo Galerie Flechtheim

Renée Sintenis (Bronze). Wien, Staatsgalerie

CHRIST. BERNOUILLI, Die Psychologie von Carl Gustav Carus. Jena, Eugen Diederichs.

Der Einfluß, den die Psychologie von Carl Gustav Carus auf Goethe noch ausübt, hört mit Goethe auch schon wieder auf, um heute in dem Kreis der Erneuerer romantischer Philosophie wieder gültig zu werden. Sonderbar ist es, wie das konträre, mechanistische Formelsystem der Psychoanalytiker in seiner Methode und richtunggebenden Arbeitshypothese zu einem Satz zurückkehrt, den Carus an die Spitze seiner Psychologie stellte: „Der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins."

MERESCHKOWSKIJ, Tut-ench-Amon auf Kreta. München, Allgemeine Verlagsanstalt.

Vortreffliche Kenntnisse kretischer und ägyptischer Kultur romantisiert ärgern schon genug; aber wenn dann die jungfräuliche Minotauros-Priesterin christliche Kreuz-Vorvisionen hat, wird auch die ausgegrabenste Antike zum Ekel.

FRITZ v. OSTINI, Der Maler Edward Cucuel. Zürich, Amalthea-Verlag.

Vom eigenen Eindruck überwältigt, beginnt jede zweite deutsche Arbeit über Kunst mit einer Auseinandersetzung privater Weltanschauung, die dann von jedem nächsten Ersten abgeschrieben wird. Statt einen sympathischen Impressionisten so zu nennen, tönt man über von ungeheuren Worten als Aera, Entwicklung, Letztem und Tiefstem, deutschem Volkstum, zielbewußter Verneinung, Ingrismus. Die Reproduktionen sind gut, die reproduzierten Bilder sympathischer und nicht allzu wichtiger Impressionismus, hübsche Landschaften und gut gewachsene Frauen, denen weniger Lärm um sie besser stehen würde.

STEFAN SOREL, Tarzan hat geträumt (Tarzan-Parodie). Leipzig, Karl Stephenson. — *MYNONA, Tarzaniade.* Hannover, Tageblatt-Buchhandlung.

Die echten Tarzan-Geschichten sind an sich so grotesk, daß jede Parodie an ihnen zuschanden wird. Jedenfalls die von Sorel. Bei Mynona wirkt hier auch nur der Stil und die Marginalien. Tarzan selbst ist nicht parodierbar, weil kein Stil unterstrichener, kein Inhalt übertriebener abenteuerlich-heldenhaft sein kann.

J.E.PORITZKY, Phantasten und Denker, Geist und Schicksal, Dämonische Dichter, Die Erotiker. München, Verlag Rösl & Cie.,

Dem Verfasser gelingt es in diesen vier Bänden, die Spannung der interessantesten Probleme in das Null und Nichts des Feuilletons aufzulösen. Er hat den sicheren Instinkt für die wichtigsten Themen, um sie unter dem Strich abzuwürgen. Das Material ist verblüffend, das Werk wäre vortrefflich, wenn seine Quellen genannt wären und der Autor seine eigene Meinung, die immer die des unkritischsten Lesers ist, unterdrückt hätte.

HEINZ KINDERMANN, Lenz und die deutsche Romantik. Wien-Leipzig, Verlag Wilhelm Braumüller.

Vielwissen, das Stückwerk bleibt — unausstehliches Besserwissen um Dinge, die niemand bestreitet — und ein Ton, der einen aus der Haut lockt, weil man sich das Fell über die Ohren gezogen fühlt. Ohne Beziehung zu bewegenden Kräften und Mächten. So ein typisches, rechtes und schlechtes Philologen-Opusculum. Am schlimmsten, weil dies Buch kleinlich ist und so, seinen eigenen Gegenstand vermindernd, nicht an die frühere, kritisch wohl lückenhafte, aber kongeniale Arbeit Rosanows über Lenz heranreicht.

JOHN GALSWORTHY, Der Menschenfischer. Aus dem Englischen von Leon Schalit. Wien, Paul Szolnay Verlag.

Ganz gut übersetzte Novellen, die im Original allerdings ein anderes, kürzeres, stärkeres Tempo haben. Der stoffliche Reiz kann trotzdem nicht verflüchtigt werden und bleibt auch im Deutschen.

WREDE, Eifeler Volkskunde. Bonn und Leipzig, Kurt Schröder Verlag.

Eine Fülle von Oberflächentatsachen, die heute ohne Verwertung einer vorgeschrittenen Mythenforschung, ohne Kenntnis methodischer Analyse, ohne Verknüpfung mit den Ackerbau- und Religionstheorien Eduard Hahns eben doch nur sentimentalen Heimatskunstwert haben. Der Jammer über die methodische und sachliche Unbildung der meisten Weltreisenden dürfte um das Bedauern zu vermehren sein, daß gerade wohlwollende Unkundige das volkskundliche Material zu sammeln und zu sichten versuchten. Dabei wird diese Art Volkskunde noch durch das Pastoren- und Lehrerhafte ihrer Abfassung besonders unerquicklich und im Grunde gerade da verfälscht, wo das Volk sich am unmittelbarsten gibt, im Sexuellen. Aber immerhin besser als gar keine ist auch diese emsige, an Material reiche Sammlung.

GOETHE, Walpurgisnacht. Mit 20 Holzschnitten von Ernst Barlach. Berlin, Verlag Paul Cassirer.

Barlach liegt und gelingt eigentlich immer nur derselbe Typus der bäuerlichen Figuren. In diesen Holzschnitten zur Walpurgisnacht wirkt nur die gelungene Bewegung. Die Figuren sind bis auf einige Weiber ohne Ausdruck, und das Ganze bleibt der inneren Anschauung fremd. *A. B.*

*

EMIL SZITTYA, Klaps. Potsdam, Gustav Kiepenheuer.

„Der berühmte Rosenkreuzer-Führer Saint-Germain ist der Held dieses Romans. Das Buch ist ein Abenteuer- und Schlüsselroman zugleich, das viele Gestalten aus den modernen religiösen Bewegungen, Spiritisten, Theosophen, Anthroposophen unter die Lupe nimmt; es führt uns durch verschiedene Weltteile, Spelunken von Paris, römische Straßen, flämische Kirchen in das spiritistisch-theosophische Dorf Ascona in der Schweiz. Noch nie ist man dem Teuflischen und Zynischen der Psychoanalyse, die jede Genialität vernichtet und jede Individualität zum Massentierhaften reduzieren will, so auf den Leib gerückt wie hier."

Das hat der Verleger auf den Deckel des Buches gesetzt. Man glaubte, daß er den Mund ein bißchen voll genommen habe — aber Szittya ist der Schreiber, und das Buch ist darum reicher, als es Kiepenheuer ankündigt.

EMIL SZITTYA, Malerschicksale, Porträts. Hamburg. Johannes Asmus Verlag.

Eines der besten Bücher über Künstler. Man lese die Kapitel über den „Proletarier Dix", über Chagall (Wilnachagall, das mal im Querschnitt abgedruckt war), „Zur Psychologie des Wiener Kunstgewerblers Oskar Kokoschka" und über André Derain. Dieses schließt mit folgenden Worten: „Warum liebt man diesen deutschen Meister nicht in Deutschland?"

SVEND FLEURON, Der Graf von Egerup. Jena. Eugen Diederichs.

Erna Pinner hat den Roman dieses ausgezeichneten dänischen Naturkenners illustriert: Ein Buch, das durch die Zusammenarbeit zweier kongenialer Künstler ein selten wertvolles Kunstwerk geworden ist. *A. F.*

Fritz Reusing — Die „Gesolei"*), Düsseldorf 1926
(Vorstandssitzung: Ernst Poensgen, Dr. Tietmann, Wilhelm Kreis, Geheimrat Dr. Schloßmann, Oberbürgermeister Lehr)

MARGINALIEN

Wo und wie verbringen Sie heuer den Sommer?

Wie alljährlich haben wir uns auch heuer an die bekannten Persönlichkeiten des Schrifttums und der Theater mit der Anfrage gewendet, wo und wie sie ihre Ferien verbringen. Man wird aus den eingegangenen Antworten entnehmen, mit wieviel Frohlaune die Künstler in den Sommer eintreten, und es ist wohl zu erwarten, daß sie ihre Hoffnungen auch erfüllt sehen.

Olga Bauer-Pilecka, Staatsoper. Meine Sommerpläne soll ich verraten? Nun denn, es sei. Die ersten Wochen meines Urlaubes verbringe ich im Kreise lieber Freunde in Unterach am schönen Attersee. Dort will auch mein Gatte sich mit der Frage „Wie bist du, Weib?" noch eingehender beschäftigen und sein neues Werk über die „Liebe" vollenden. Dazu braucht er mich doch unbedingt!?!

Dann aber, wenn wir mit der „Liebe" fertig sind, wollen wir einige schöne Gletschertouren machen, im Anschluß daran eine Autotour nach dem Süden, und zum Schluß natürlich — Salzburger Festspiele.

*) Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen.

Egon Friedell. Mit Vergnügen beantworte ich Ihre mich sehr ehrende Anfrage über meine Sommerpläne. Also zuerst will ich mit meinem Auterl, das ich mir von den Ersparnissen meiner heurigen Wintergage gekauft habe, eine fesche Tour durch Oberitalien machen, dann aber heißt's stoppen, denn ein Vertrag entführt mich nach Südamerika, wo eine große Gemeinde mit Spannung einem Gastspiel von mir entgegensieht, und den Rest des Sommers gedenke ich in meinem herzigen Häusel am Attersee zu verbringen, das ich mir von dem Vorschuß auf die nächste Saison erworben habe, um fleißig in meinem Motorboot „Butzi" auf dem Wasser herumzustrolchen. Die Tränen treten mir in die Augen, wenn ich bedenke, daß ich mein geliebtes Wiener Publikum erst im Herbst wiedersehen werde! Aber mein Leibblatt, das „Neue Wiener Journal", lasse ich mir überall nachschicken, und hoffe ich, daß die Herren Doktoren auch in der kommenden Spielzeit mir ihr so wertvolles Wohlwollen erhalten werden. Mit Handkuß an den gnädigen Herrn Chefredakteur Ihr alter Abonnent Egon Friedell.

*

Kammersänger Leo Slezak, Staatsoper. Ich habe den Auftrag, Sie über meine Sommerpläne zu unterrichten. Ich tue dies in gewohnt berückender Weise.

Wohin ich im Sommer gehe? — Ich setze mich in mein geliebtes Auto, gieße mehrere Liter Benzin in dieses und fahre selig in die Welt hinaus. Als Besitzer dieses Autos mache ich einen wohlhabenden Eindruck. — Das täuscht. Ich bin nur ein als Krösus verkleideter Hochstapler.

Also als dieser fahre ich nach Prag, Marien-, Karls- und Franzensbad, um dort zu singen und etwas Lorbeeren zu pflücken. Das heißt, wenn ich ehrlich sein will, um Benzin zum Weiterfahren zu verdienen.

Dann gehe ich nach Montecattini, ein Bad in Italien, bei Florenz, wo ich auf Versicherung Battistinis um 75 Prozent noch schöner, schlanker und reizvoller werden soll. Von dort automobiliere ich heim nach Tegernsee, ziehe mir eine kurze Hose an, entblöße meine bekannt plastischen Kniescheiben und werde Älpler, Gebirgsbewohner, schlichter Landmann. Ich rede im Hochgebirgsdialekt, rasiere mich nur einmal in der Woche und sehe mit Herzweh einen Tag um den anderen schwinden. Im Nu ist der Herbst wieder da, und ich muß weiter, von Ort zu Ort — die Tage zählend — bis zu den nächsten Ferien.

*

Franz Lehar. Bin selbstverständlich wieder in Bad Ischl. Arbeite unentwegt an „Paganini".

*

Alexander Moszkowski.

Im Riesengebirge liegt Brückenberg,
Sechs Stunden von Spree-Athen;
Es winkt mir, daß ich die Nerven stärk'
Auf reinen idyllischen Höh'n.

In Brückenberg steht ein Hotel,
Es nennt sich „Sanssouci",
Das winkt mir gleichfalls: Komm nur schnell,
Bereit steht dein Logis.

Die Barschaft zähle ich im Nu,
Berechnend: reicht es noch?

Und wäre ich auch sans six sous,
Nach Sanssouci müßt ich doch!

*

Fritz Werner. Wie einst die Komödianten mit den Schmierenwagen, fahre ich unter dem Motto: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" usw. per Auto durch die Gegend. Ich will überall durch mein herrliches Singen den Beweis erbringen, daß wir Wiener an dem Weltkrieg unschuldig sind, denn böse Menschen haben keine Lieder. Ich will auch den weiteren Beweis erbringen, daß bei uns fleißig abgebaut wird, da ich ja mit so vielen Kollegen ohne Engagement bin und selbst die reiche Ravag mich nicht im Radio singen läßt, weil ich angeblich zu teuer bin und andere die von mir kreierten Operettenpartien billiger singen. Sollte mir irgendwo die Stimme und infolgedessen auch das Benzin ausgehen, werde ich Sie bitten, eine Kollekte zur Hebung meines Fremdenverkehrs zu veranstalten. Für die nächste Saison unterhandle ich mit dem Herrn Fußballkapitän Meisl. Ich habe Unterricht im Schuhplatteln bei Uridil genommen und hoffe als Hausmeister, Pardon, Torwächter angestellt zu werden. Auto Heil!

*

Georg Hirschfeld. Haus und Garten in Großhadern bei München entfalten im Sommer den besten Wert eines kleinen Eigentums — ich verlasse sie mit meiner Arbeit nicht.

*

Dr. Wilhelm Kienzl. In aller Eile nur so viel, daß ich auch in diesem Sommer wieder in mein geliebtes Aussee mich begebe, um dort — wie allsommerlich — fleißig zu komponieren, nachdem ich längere Zeit damit wegen

Aus der Sammlung

DIE GROTESKE

HERMANN HARRY SCHMITZ

Das Buch der Katastrophen
Kartoniert 3 Rm.
Schmitz ist ein Satiriker von ganz neuer Prägung. Dieses Buch erzählt mit einem Humor, dessen nur der Rheinländer fähig ist, von den zahllosen grotesken Tücken des Objekts, von Dingen, die — man weiß es — immer schief gehen. (Bonner Zeitung.)

Der Säugling und andere Tragikomödien
Kartoniert 3 Rm.
Ein Buch, bei dem man sich alle Sorgen von der Seele lacht. (Berliner Börsenkurier). Ein herzhaft zugreifender Humor, köstliche Zeitsatiren im Gewande einer schonungslosen Selbstpersiflage. (Wiener Blätter.)

A. M. FREY
Der unheimliche Abend
Kartoniert 2 Rm.
Lesern, die zur Seekrankheit neigen, muß das Buch entschieden widerraten werden. Olle, ehrliche Seebären hingegen werden dies wunderliche Buch ohne wesentlichen Schaden durchlesen können. (Voss. Zeitung.)

WALTHER MEHRING
Das Ketzerbrevier
Kartoniert 2 Rm.
Diese Chansons sind durchzuckt von dem Tempo und dem brausenden Rhythmus Berlins, angefüllt mit den Sensationen des Tages und der Nacht.

KURT WOLFF VERLAG • MÜNCHEN

Fertigstellung meiner im Herbst erscheinenden Lebenserinnerungen ausgesetzt habe. Es sind nun gerade dreißig Jahre, daß ich das erstemal auf dem Plateau der „Wasnerin" (über dem Markt Aussee) mich sommerlich eingenistet habe, wo ich auch die Partituren des „Evangelimann", des „Kuhreigen" und vieler anderer Werke in stiller Abgeschiedenheit geschrieben habe. Ich feiere also heuer dort auch so etwas wie ein Jubiläum — aber in aller Stille, und auf diese Stille freue ich mich.

*

Elisabeth Markus, Deutsches Volkstheater. Wo? Auf einem Frachtendampfer längs der Küste von Fiume bis Valencia. — Wie? Bei Sturm können Sie sich das sicher lebhaft vorstellen.

*

Fedor v. Zobeltitz.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den läßt er in die Wohnung reisen:
Das spart ihm dies und spart ihm das,
Den Ärger um das Wetterglas,
Den Schnupfen auf der Bergeshöhe
Und von der See das Sandgeflöhe,
Das Jucken und den Sonnenbrand
Beim Kraxeln und beim Meeresstrand,
Das Bette bei der Unterkunft,
Die gastronomische Unvernunft,
Das selten aufgeräumte Zimmer,
Der Klingel nutzloses Gewimmer
Nach Kellner und des Hauses Knecht —
Auch den Verlust am eignen Recht
Und den allseits bekannten Kummer,
Daß man im Gasthaus nur 'ne Nummer,
Ein Zahlobjekt zu jeder Zeit,
Ein Mensch ohne Persönlichkeit.
Das macht mich fuchtig, macht mich wild:
Bei einem Wirte wundermild
Bleib ich am liebsten ganz allein,
Wenn ich mein eigner Wirt kann sein:
Und mögt ihr auch das Reisen preisen,
Ich laß vergnügt die andern reisen!

Neues Wiener Journal.

Die Fensterscheibe im Prozeß Angerstein.

Von *Sling*.

Im Angersteinprozeß zertöpperte der Herr Oberstaatsanwalt eine Fensterscheibe — keineswegs eine symbolische, sondern eine richtige, gewöhnliche, aus Glas.

Wie es kam, ist nicht so leicht zu sagen. Es war zu Beginn einer Pause, auch muß man sich vorstellen, daß der Schwurgerichtssaal von Limburg zwei große Fensterseiten hat — die eine hinter dem Gericht, die andere hinter den Zuschauern. Es war schwül im Saal, und irgendwo stand immer eines der kleinen Fensterchen offen, die jedes der großen Glasfelder bilden. Unter den Anwesenden gab es eine Partei, die romantische, die gern einen Blick auf den nächsten üppigen Baumwipfel warf, weil man so am besten über das Grausige hinwegkam. Die andere Partei behauptete, daß es zog. Zu welcher der Oberstaatsanwalt gehörte, weiß ich nicht, denn es ist mir nie klar geworden, zu welcher Tat er sich dränge: ob er im Begriff war, das Fenster zu öffnen oder zu schließen. Kurz, es entglitt seiner Hand, große Scherben brachen heraus, fielen zur Erde, zersplitterten.

Der Oberstaatsanwalt bekam einen ungeheuren Schrecken. So was ist ja auch unangenehm, namentlich für einen sanften und umgänglichen Staatsanwalt wie diesen, der in seinem Leben keiner Fliege etwas zuleide getan hatte. Mit Entsetzen blickte er auf seine Tat. Rasch stellte er fest, daß er keinen Menschen fahrlässig körperverletzt hatte. Er atmete auf. Immerhin, daß für den Rest der Verhandlungstage dieses Loch dicht hinter dem Vorsitzenden klaffen sollte, war peinlich. Sorgenvoll übersah er das Unglück in seinem ganzen Umfange. Dann zog er sich mit bekümmerter Miene zurück. Ob er den Versuch gemacht hat, den Schaden wieder gutzumachen, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis. Jedenfalls wurde die Scheibe während der ganzen Verhandlung so wenig wiederhergestellt wie eines der von Angerstein vernichteten Menschenleben.

Es ist selbstverständlich, daß keiner der ehrenwerten Anwesenden auf die empörende Idee kam, Menschenleben und Fensterscheiben in irgendeine Beziehung zueinander zu setzen. Weniger frevelhaft erscheint der Versuch, die Täter einer gemeinsamen Betrachtung zu unterwerfen — nicht ihre Taten, denn das versteht sich am Rande: Mörder morden, Staatsanwälte zerbrechen Fensterscheiben, ein Unterschied, auf den nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann.

Und dennoch drängte sich mir angesichts des erschrockenen Staatsanwalts sofort der Gedanke auf: ein ähnlich erschrockenes Gesicht hat auch Angerstein gemacht, irgendwann, nach dem ersten oder zweiten oder achten Morde.

Denn dieser Angerstein ist ja nicht ein Mörder von Geburt. In der astrologischen Rundschau vom Mai dieses Jahres habe ich zwar einen vier Seiten langen Aufsatz gelesen (wenn auch nicht verstanden), in dem bewiesen wird, daß das Schicksal dieses Mannes in den Sternen geschrieben war. Die Konstellationen weisen auf einen wenig geschlossenen Geist, unbeständig, aufrührerisch, abrupt, exzentrisch, ruhelos, tückisch, grausam, habgierig, treulos, verräterisch, unehrlich, diebisch; Unehrlichkeit, Jähzorn, Gemeingefährlichkeit, Hartherzigkeit, Brutalität, Blutgier — nicht mehr und nicht weniger sagen die Astrologen dem Angerstein — nachträglich — voraus.

Leider war das wenigste davon diesem achtfachen Mörder nachzuweisen. Seine Unehrlichkeit ist erst in den letzten Jahren festzustellen gewesen und wurde nachweisbar auch in dem gewissen Raffinement, mit dem er die Tat

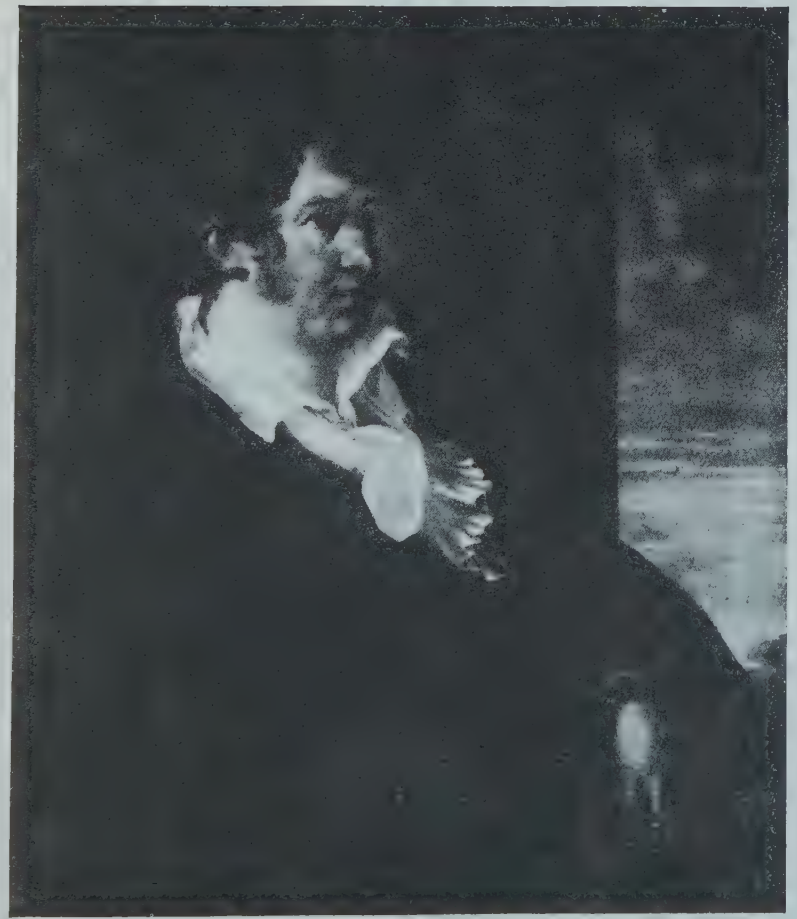
zu vertuschen suchte. Ein einziger früherer Anfall von Jähzorn wurde vor Gericht bezeugt. Sonst erschien er allen als ein sanfter, guter Mensch, ein besonders liebevoller Ehemann, ein achtenswerter Bürger. Begabt, bestimmt, verflucht zu einer einzigen furchtbaren Tat.

Und um dieser Tat willen wurde er acht Tage lang mit scheuen Blicken im Gerichtssal angestaunt. Nein, Angerstein ist kein Grupen, der sein kaltgeplantes Verbrechen leugnete und im tiefsten Innern verteidigte, weil er sich in Gegensatz zu den Gewalten — auch den moralischen — ein für allemal gestellt hatte. Er ist auch kein Haarmann, dem die Grausigkeit aller seiner Verbrechen nicht die eingeborene, einfältig gute Laune verderben konnte. Selbst wenn man Angerstein nicht glauben wollte, wenn er sagt: „Ich verstehe mich nicht —", der Psychiater Jahrmärker ist der einzige, der eine Lösung des Rätsels gibt, indem er auf die Verheerung hinweist, die eine psychopathische Frau in ihrer Familie anrichten kann. Nicht der Mörder, die Ermordete ist schuldig — hat mit ihren ewigen Klagen und Leiden alles aufgezehrt, was an guten Gefühlen und Hemmungen in der Brust des Mannes war, bis nichts mehr da war, als der nackte Muskel der Tat. Nachdem sie geschehen war, blieb auch einem Angerstein nichts als Verwunderung über sich selbst.

Selbstverständlich können Staatsanwälte Fenster aufmachen und schließen. Sie haben es Tausende von Malen in ihrem Privatleben geräuschlos und ohne Unfall getan. Wer wollte leugnen, daß in einem bestimmten Falle eine besondere seelische und körperliche Disposition dazu nötig ist, um in so eklatanter Weise zu versagen? Wir billigen ihm alle möglichen mildernden Umstände zu. Es war einerseits heiß, andererseits zog es. Es ist keine Kleinigkeit, in einem solchen Prozeß die Anklage zu vertreten, die Seele ist in lebhaften

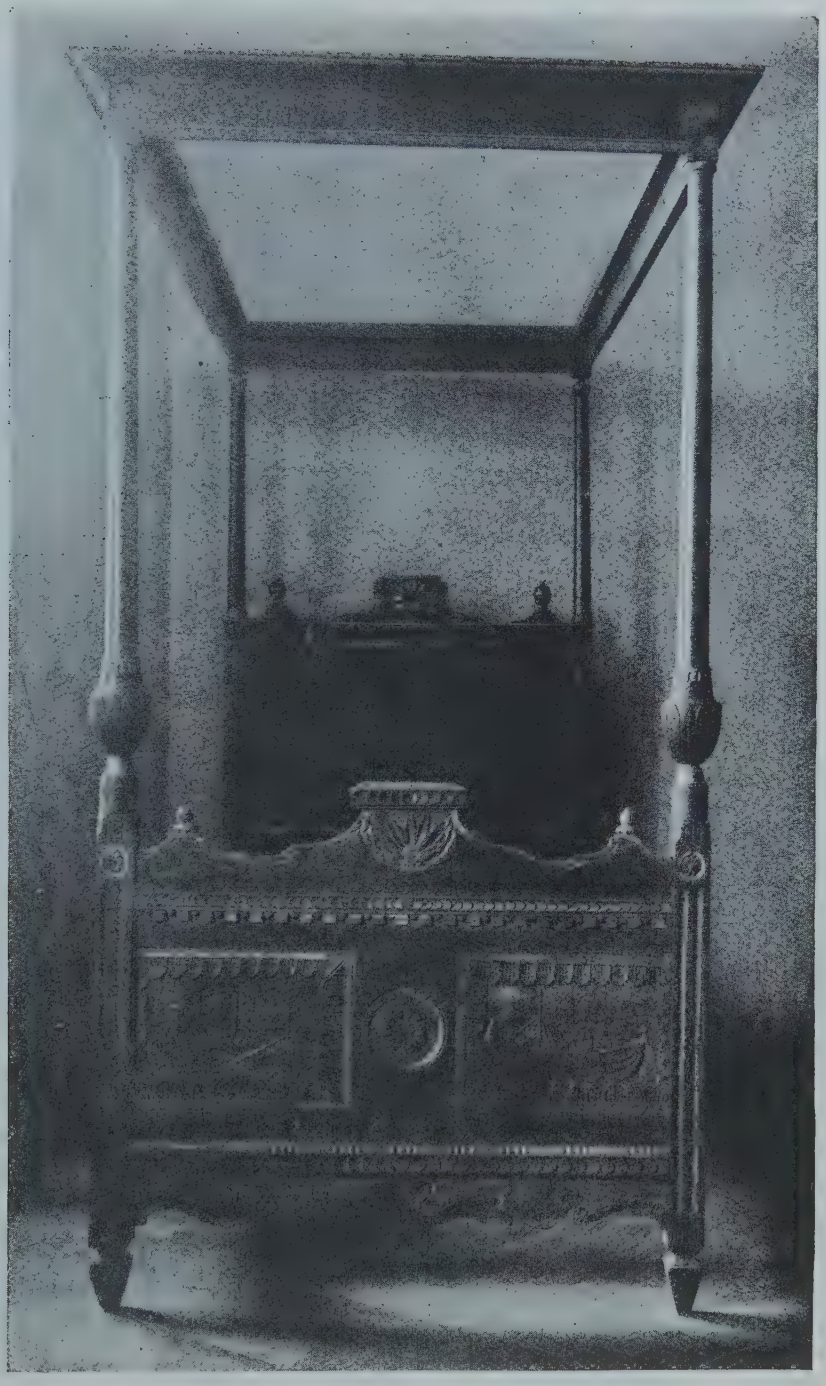
MAUXION

SCHOKOLADE



Peter von Cornelius, Der Frankfurter Kunsthändler Wilmans. 1811

Adolf Schönnenbeck, Anton Volmer. 1921



Pfostenbett, farbig behandelt. Norddeutschland 1809
Sammlung Flatow & Priemer, Berlin

Photo Staatl. Bildstelle

Der Dom zu Limburg an der Lahn

Schwingungen, der Geist stark gespannt. Man hat nicht mehr die vollkommene Herrschaft über die Hand. Es zerbricht eine Scheibe. Mehr nicht. Kleinigkeit.

Und dennoch trägt Angerstein nicht mehr allein die Gloriole eines Täters. Die Angersteins ist furchtbar — und dennoch eine. Denn um ihn ist Geheimnis, trotz aller Erklärungen Jahrmärkers, ungelöstes, ewig unlösbares. Was er gefühlt, getan, gesehen, gefürchtet — das fühlt, tut, sieht, fürchtet ihm keiner nach. Seine Gegner, die Juristen, halten das Gesetz in Händen und erfüllen es nach bestem Wissen und Gewissen. Die Geschworenen sprechen ihn schuldig aus der Herzensfülle ihrer Schuldlosigkeit. Der Scharfrichter übt seinen Beruf, zu dem ihn Übung und Herzensneigung befähigt. Aber zu dem Zent um furchtbaren Willens dringt niemand vor. Nicht einmal der Täter selbst, der einmal alles in sich hatte, der nun alles verausgabte, der mit idealem Lächeln ein paar nichtige Ausreden produziert. Und der — wieder zu eigenem Erstaunen — jeden Tag seine zwölf oder fünfzehn Stunden tief und traumlos schläft.

Nur matt umstrahlt ist das Haupt des Staatsanwalts. Er hat sich ob dieser Fensterscheibe weniger den Kopf zerbrochen als ich, der Schreiber. Aber er hat sie zerbrochen, und das gab seinem aktenerfüllten Dasein für eine Sekunde die Wollust des Erschreckens über Getanes. Er wird deswegen um keinen Zoll von der Strafe abweichen, die ihm die Paragraphen weisen. Er wird auch nicht so gut schlafen wie Angerstein. Noch wird er sich für ein Rätsel halten. Aber es kommt ja weniger darauf an, was man ist, als wie man erscheint.

Sonst würde man ja auch Angerstein nicht hinrichten, der ja nur aussieht wie ein Mörder, und nichts ist als ein bejammernswürdiger, fluchbeladener Mensch.

„ZÜNDAPP"
DAS MOTORRAD FÜR JEDERMANN

*

In Bezug auf Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit allen weltberühmten Auslandsfabrikaten ebenbürtig!

*

Bei jeder Zuverlässigkeitsfahrt und bei jeder Wirtschaftlichkeitsprüfung, an der sich Zündapp beteiligte, war **Zündapp unumstrittener Sieger!**

*

Zündapp hält zwei Weltrekorde im sparsamen Benzinverbrauch!

*

ZÜNDAPP
G · m · b · H
NÜRNBERG

Die Ausstellung des **Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins** in der Akademie der Künste enthält 441 Gemälde alter Meister aus Berliner Besitz. Weniger wäre mehr gewesen, denn wenn diese 441 Bilder jetzt gemalt worden wären, hätte der Akademiepräsident Max Liebermann sicher 300 davon refüsiert. — — Und doch ist es erstaunlich, was die Berliner während des Krieges und der Inflationszeit alles fertig bekommen haben. Da hängen die außerordentlich schönen Bilder der Sammlung des Herrn Dr. Wolfgang Huck, da hängt der von Leo Blumenreich aus Portugal mitten im Kriege gerettete kleine Dürer. Da hängt der „Johannis" des Greco, aus der Sammlung Bernhard Köhlers, deren Schwerpunkt aber die Moderne bis zu den Kubisten ist, und Goyas „Überfall", den Geheimrat Arnold unter seinen Impressionisten verwahrt. Der englische Botschafter Lord d'Abernon lieh seinen Cima, die italienische Botschaft ihre „Bathseba" des Jacopo Zucchi und Ludolf Rosenhain seine außerordentliche Rubensskizze. Aus Händlerbesitz (es beteiligten sich die Firmen: Leo Blumenreich, Paul Bottenwieser, de Burlet, Paul Cassirer, van Diemen & Co., Goldschmidt-Wallerstein, Gottschwesky, Haberstock, Hackenbroch, Rothmann, Wendland, Zatzenstein u. a.) stammen eine außerordentlich schöne italienische Bronze, der merkwürdig an C. F. Lessing erinnernde „Judenfriedhof" Ruysdaels, der auch in der Düsseldorfer Jubiläumsausstellung gute Figur gemacht hätte, der „Fischerbursche" des Frans Hals, der wie ein van Gogh aussieht, ein kleines englisches Porträt um 1520 und das früher James Simon gehörende Porträt des Don José Quéralt von Goya. Die Arbeitsleistung Exzellenz von Bodes und seiner Adjutanten mitten im Sommer ist erstaunlich und dankenswert. Zur Eröffnung war „Überrock" befohlen, so daß die Berliner wie zu einer Taufe antraten (Lord d'Abernon hatte allerdings einen weichen Kragen an).

Nach Beendigung dieser Ausstellung sind die Räume der Akademie der Künste, um das Schaffen der Lebenden für eine Weile auszuschalten, der Amsterdamer Kunsthandlung *Goudstikker* zur Verfügung gestellt worden. Dadurch wird ihr der Versuch erleichtert, ihre sattsam bekannte Marktware in Deutschland an den Mann zu bringen. War dies nötig?

Plakat im Madison Cottage (Fifth Avenue). Aus dem Jahre 1850.

Four pence a night for Bed.
Six pence a night with Supper.
No more than 5 to sleep in one Bed.
No Boots to be worn in bed.
Organ Grinders to sleep in the Wash House.
No dogs allowed up stairs.
No Beer allowed in the kitchen.
No Razor Grinders or Tinkers taken in.

(The Nation).

Das im Juliheft unter „Eingegangene Bücher" angezeigte Novellenbuch **„Ein Wanderer"** hat nicht *Werner Schendell,* sondern den Holländer *Arthur van Schendel* zum Verfasser.

Lovis Corinth †.

Lovis Corinth ist am 18. Juli in Holland gestorben. Ein kurzer Tod nach langem Leiden. Das Schwert hing viele Jahre über ihm. Aber er achtete des Schwertes nicht und arbeitete, oft wie im Fieber, und wirklich, das Leid machte ihn erst zum großen, in sich geschlossenen Künstler. In seinen letzten Lebenszeiten, da er den Körper disziplinieren mußte mit den äußersten psychischen und sittlichen Anstrengungen. Am Walchensee, auf seinem Alterssitz, den ihm die praktische Fürsorglichkeit der Frau zu einem wirklichen Heim und einer still-gemütlichen Arbeitsstätte umgeschaffen, hat er das Überragende, Unsensationelle, wahrhaft Bleibende geleistet. Die Landschaften und Stilleben, die nicht (nach Münchener Rezept) Farbenbuketts, vielmehr Seele landschaftlichen Lebens sein sollen. Diese Walchenseebilder und Blumen- und Fruchtstücke werden einst als Corinths heroische Zeit gelten. Hier schließt er sich energisch dem Impressionismus an, gegen den sich seine malerische Leichtherzigkeit und Vielgewandtheit und Stilgewandtheit solange gesträubt hatten. Hier erst wird die Lehre Liebermanns fruchtbar in ihm — Liebermanns, dessen Stern ihn einst nach Berlin gezogen hatte.

Ich will, ein sehr alter Zeuge seiner frühen Expansion und späten Entwicklung, nächstens ausführlich über Corinth reden und über das, was um Corinth war, wenn die Schatten dieses tragischen, in die höchste Leistungsfähigkeit eingreifenden Todes erst ein wenig verblichen sind. Die kritische Formel für Corinth war: die Kraftnatur, die sinnliche Unbändigkeit, die geistige Kühnheit, die sehr bewegliche Wesensart, die hundert Eisen im Feuer hat, die immer Überraschungen bietet und Gegenstände esprithaften Vergnügens, ästhetischer Reizungen und Fröhlichkeiten gewährt. Das sind feste Wertungen geworden. Der Naturalismus der „Schlächtereien" und die ausführliche Anatomie seiner selbst, seiner Familie, seiner Freunde, diese ganze materialistische Malerei der nächsten Lebenskreise, diese kecke, oft sehr bewußte Ausbreitung der Kraft darf nicht darüber täuschen, daß in Corinth sehr tief ein Akademiker steckte. Es war früh und namentlich später, als er in Berlin, der Wiege seines Ruhms, sich ansiedelte, sein Ideal, ein maître-peintre zu werden. Seinem Wesen entscheidend wurde: der gute Instinkt für die Tradition. Schon bei Löfftz in München. Und in den Tagen, da Karl Spitzweg, der 77jährige Urmeister, starb, saß Lovis Corinth — wie Spitzweg der geborene Optimist — zu Paris im Atelier des milden Epigonen Bouguereau, um in seiner Kunst wieder einmal von vorn anzufangen. Er durchlief hier eine so gesunde und einprägsame Schule des Zeichnens, daß ihm ein tiefes Stück Akademie unmittelbar im Geblüt verblieb. Diese Generation von Lehrern schwor auf Ingres. Corinth ist von den deutschen Realisten schärferer Tonart der Mann, der — eben mittels seiner zeichnerischen Grundlage — sein Werk am lebhaftesten mit den gestempelten Schulen und Überlieferungen verknüpfte. Es ist ja doch charakteristisch, daß er in Paris am Impressionismus, der gerade 1886 sein großes Jahr hatte und die künstlerische Luft mit Keimen durchsetzte, kühlen Herzens vorüberging. In die Anschauungsweise des malerisch Anregungsbedürftigen schlugen damals die Frühitaliener, schlugen Rubens und Jordaens und zumal Courbet ein, mit dem verglichen zu werden Corinth immer schmeichelhaft war. Wie ein courbetscher Zug mutet an, wenn Corinth berichtet (in seinem wie aus dem Ärmel geschüttelten Legendenbuche), daß er manchmal nach der trockenen und abstrakten Aktzeichnerei zu der bluttriefenden Wirklichkeit eines Schlächterladens schlich. Das

Courbetgefühl für die Intensität des physischen Lebens kommt mit Macht über den akademischen Adepten, der damals und später um seine Formsicherheit so ängstlich bemüht war, und regte ihm sinnliche Visionen auf — wie ehedem in seiner Königsberger Kunstschulzeit.

Auch jene reizbare tänzerische Geistigkeit, der witzige Tumult Corinths dem Weltlauf gegenüber wird ihm durch große Vorbilder entwickelt und gemehrt. Der Spiegel seiner Augen, der zugleich ein Spiegel seiner burschikosen und manchmal humoristischen Seele ist, wandelt um, zieht unterstreichende Linien, ist aufs Burleske eingestellt. Auch bei ihm, vor allen bei ihm ist der Grundzug des Kunstwerkes eine Transposition, eine Karikatur: „l'équivalent passionné d'une sensation reçue." In den Malereien aus Religion, Sage, Geschichte ist er sehr unfromm und skeptisch, doch immer anregend, belustigend und von dramatischer Triebkraft. Was er an Th. Th. Heine lobt, trifft auf ihn selber zu: daß „der Teufel zu seinem lieben Gott geworden" sei. Er ist bewußter wie geheimer Satanismen voll: auf der Kreuzigung, der Kreuztragung, der badenden Susanne — und der geile Hirtenbengel Paris kommt fast aus Offenbachschen Regionen. Diese witzige Dämonie aber verlegt er wesentlich in die Graphik. Er kommt naturalistisch-wuchtig, idyllisch-realistisch, realistisch-phantastisch und visionär. Seine farbig-lineare Seh- und Ausdrucksweise hat einen lustigen Elan, eine himmlische Bravour: er schreibt drastische Trauerspiele, fröhliche Blutvergießen, turbulente Grabesstimmungen, fesche Volksemeuten, grotesk sich enthüllende Liebesbrünste und Sinnenlüste mit unbesorgt gleitender Rhythmik hin . . .

Und soll ich sagen, in welchem Werk ich die weltlaufbetrachtende Art dieses Corinth am liebsten sehe, so deute ich auf die kesse Studie vom Kuhhirten: ein pfiffiger, im Dienst der Natur ergrauter alter Knabe hüpft über eine Erde, die ihm gehört, ohne ihm zu eignen. Er hat sich Wind und Leben um die Ohren wehen lassen und scheint zu sprechen wie der berühmte Anzengruberische: „Es kann mir nix g'scheh'n."

Julius Elias.

Hundert Jahre Akademiereden.

Fritz Strich gibt „Deutsche Akademiereden" (Meyer & Jessen, München 1924) heraus, in dem Gedanken, daß der Geburtstag des Landesherrn den Höhepunkt im Leben deutscher Universitäten bildet, wo der mit der Festrede betraute Professor „aus der Zurückhaltung, die ihm seine Fachwissenschaft auferlegt", heraustritt und als der gottgesandte, höchste geistige Führer der Nation ihre Probleme löst und ihr den Weg weist „als ein Leuchtturm des Geistes, gleichsam für das Leben".

Mit Friedrich v. Schillers deutschem Aufsatz „Was heißt — und zu welchem Zweck studiert man Universalgeschichte" fängt es an, mit der Begrüßung des 20. Jahrhunderts durch U. v. Wilamowitz am 13. Januar 1900 hört es auf. Dazwischen die anderen großen Leuchttürme des 19. Jahrhunderts, z. B. der Professor Christian August Lobeck, angeblich Philologe zu Königsberg, der zu Königs Geburtstag die glänzende Idee hatte, über das Szepter und seinen Gebrauch bei den Völkern des Altertums, das Wort zu ergreifen. Pelops, der Rossebändiger, hat den Stab der Herrschaft zuerst aus den Händen des Zeus erhalten, teilt Lobeck zu Ehren des Allerh. Festtages mit und geht schnell über die beschämende Tatsache hinweg, daß er ursprünglich nur ein Hirtenstab war.

Joseph v. Schelling, der Philosoph, legt sodann seinem König gar eine vollständige Biedermeierästhetik auf den Geburtstagstisch. „Das Gesetz der Kunst", sagt er, „ist Nachahmung des Vollkommenen, Kunst ist Darstellung des wahrhaft Seienden. Die Vollkommenheit jedes Dinges ist aber nichts anderes als das schaffende Leben in ihm, seine Kraft, da zu sein. Die Alten lehrten durch die Schönheit der Formen in ihren Bildungen, daß die Hervorbringung idealischer und über die Wirklichkeit erhabener Natur samt dem Ausdruck geistiger Begriffe die höchste Absicht der Kunst sei. Schon in den Tieren erscheint die Erkenntnis deutlich, welche wir, wandeln sie auch besinnungslos dahin, Wirkungen hervorbringen sehen, die viel herrlicher sind als sie selbst. Der Vogel, der von Musik berauscht in seelenvollen Tönen sich selbst übertrifft, das kleine kunstbegabte Geschöpf, das ohne Übung und Unterricht leichte Werke der Architektur vollbringt. Die Schönheit der Seele an sich, mit sinnlicher Anmut verschmolzen. Diese ist die höchste Vergöttlichung der Natur. Correggio hat sie erreicht usw."

Serge

Fr. Th. Vischer erörtert 1844 zu Tübingen die Beziehungen der Ästhetik zu den anderen Wissenschaften, z. B auch zur Chirurgie. „Zugleich kann nicht verschwiegen werden, daß zwischen Ästhetik und Chirurgie dadurch eine gewisse Spannung entstehen muß, daß die Chirurgie durch ihre zwar dem wissenschaftlichen Mittelpunkte entfernter stehenden Organe den Bart abnehmen läßt. Das Abnehmen dieses Bartes muß der künstlerische Standpunkt als eine Barbarei bezeichnen. Der Barbar sucht die Natur auszutilgen, der wahrhaft Gebildete läßt und pflegt sie, bewahrt sie nur vor Auswüchsen. Hier über mir hängt Frischlins Bildnis; betrachten Sie den schönen Mann mit dem kräftigen braunen Barte, und geben Sie zu, daß ein solcher Professor ehrwürdiger aussieht als wir."

Wilhelm Scherer stellt unmittelbar nach dem 70er Kriege in Straßburg fest, daß der alte Germane das ist, was wir heute einen Idealisten nennen würden. Wir haben gefragt nach dem Ursprung der deutschen Nationalität — Wohlan! Das Himmelszeichen, unter welchem die Geburt des deutschen Nationalgeistes geschieht — das ist der Idealismus.

Ernst Curtius aber belehrt in seiner Rede über „Rom und die Deutschen" letztere dahin, „daß sie es sind, die die Völker zu gemeinsamer Pflege des geistigen Besitzes, dessen Gattung über den Kreis der einzelnen Völker und Zeiten hinausgeht, verbinden. Sie sind das priesterliche Volk, welches berufen ist, in reinen Händen die ewigen Güter der Menschheit zu tragen."

Der Herausgeber bemerkt in seiner Einleitung: „Die deutsche Rede bleibt immer auch in ihrer höchsten Steigerung noch besonnen und sachlich und empfängt ihren Glanz vom Licht der Wahrheit."

M. v. W.

Der Sommer.

Von *Emil Szittya*.

I.

Und es ist vielleicht ganz sympathisch, daß zwischen April und September die kunsthistorischen Denkerregungen außer Kurs gesetzt sind. Im Sommer sollte man nur prätentionslose Kunst zusstellen, um eine Brücke zwischen Natur und künstlerischer Äußerungsform zu finden.

Wenn man die Ausstellung von Marie Laurencin und Renée Sintenis sieht, dann freut man sich, daß Flechtheim, der das Verdienst hat, seit Ende des Krieges als erster wieder gute Franzosen gebracht zu haben, eine richtige Einschätzung für das Sommerauge hat.

II.

Wenn man auch die französische Malerei liebt, so muß man doch immer wieder darauf hinweisen, daß, trotzdem die französische Malerei der letzten 50 Jahre ihre größten Erfolge nicht in Frankreich, sondern in Deutschland zu verzeichnen hatte, es doch nur ganz wenige gibt, die sich zu Deutschland bekannten. Zu den wenigen gehört Marie Laurencin, und man muß das schon deshalb zu schätzen wissen, weil diese Künstlerin ihre ersten Erfolge nicht wie üblich in Deutschland, sondern in Frankreich hatte. Der Erfolg ging sogar so weit, daß man von Moreas bis Apollinaire eine ganze Sammlung von Gedichten zusammenstellen konnte, in denen die Laurencin verherrlicht wurde.

Die Schönheitsgesten des 18. Jahrhunderts und die Laurencinschen Bilder sind schon im Interesse der Kunst nur von dem Genußwert aus zu betrachten. Diese Bilder muten an wie das Farbenspiel verwöhnter staunender Kinder. Sie mögen zwar für Kunsternstler zu lyrisch sein, aber es ist die einzige malerische Möglichkeit, in der man seelische Angelegenheiten in Form und Farbe zeitlos gestalten kann.

Man lehnt vielleicht mit Recht das künstlerische Schaffen einer Dame ab, aber wie viele Begriffe, so ist auch der Begriff „Dame" leider in Banalität aufgeweicht worden, aber Dame sein heißt keine Taktlosigkeit begehen. Die Bilder der Laurencin sind in erster Linie als die Werke einer Dame zu bezeichnen, die den wirklichen Bilderliebhaber (nicht den Kunsthändler) nicht mit Unterbewußtseinslösungen belasten will, sondern irgendwie folgende Stimmungen auslöst: — „Meine Launen waren schön und schaut, an diesen Launen freute ich mich." — Die „Bilitislieder" von Louys, die Gedichte von Aurevilly und die „Maximin" von George müßten von dieser Dame illustriert werden. Es wären keine Illustrationen, die sich dem Text unterordnen, sondern, wie sie in ihren Illustrationen zu Hatzfeld zeigte, ein Sichfreuen an einem schönen Vers.

Es ist gut, daß es in unserer Zeit noch Menschen gibt, die sich freuen können und aus deren Freude Kunst entsteht.

III.

Der Dilettant Flechtheim hat einen guten Instinkt und deshalb kommt es ihm nicht auf kunsthändlerische, sondern auf künstlerische Tradition an. Er bringt in seinen Ausstellungen meist Künstler wie Derain, Utrillo, Laurencin, die alle eine künstlerische (nicht kunsthistorische) Tradition haben, und was in seinen Ausstellungen künstlerisch traditionslos ist, das bringt er mit einem geschickten Instinkt in Verwandtschaftsbeziehungen mit Künstlern, die in ihrem Schaffen eine Tradition haben. So entstand die gemeinsame Ausstellung der Laurencin und der Sintenis. Die letztere ist eine Künstlerin ohne Tradition.

Francis Picabia Blaise Cudrars

IV.

Ich sah vor kurzem in einer Jugendzeitschrift „Mob" die Photographie einer mit Indianerputz geschmückten halbnackten Frau und darunter stand: „Das ist keine Indianerfürstin, sondern die Renée Sintenis." Obwohl die Sintenis bei Flechtheim ziemlich viel Plastiken, Zeichnungen und Radierungen ausgestellt hat, ist es doch schwer zu ergründen, was diese Sintenis eigentlich ist. Sie könnte eigentlich ganz gut eine Indianerfürstin sein, aber eine Bildhauerin, schon von rein bildhauerischem Standpunkt aus gesehen, ist sie nicht, und nach ihren Werken zu urteilen ambitioniert sie gar nicht, es zu sein. Wenn man die Schöpfungen dieser verkappten Indianerfürstin sieht, so hat man das Gefühl, daß der Name Sintenis ein Begriff, eine Bezeichnung für den Zustand „schöne Bewegung" sei.

Es ist bei der Sintenis keinesfalls die kleinbürgerlich aufgemachte „Kraft- und Schönheits-Bewegung" gemeint, die in den letzten Jahren mit ihren Tanzwutgesten überall ihren verderblichen Einzug hält und aus Krüppeln verlogenes Neugriechentum hervorlocken will, sondern die Erfassung der intuitiv gekommenen Gesten. Wie ein Dilettant wirft sie das Gesetz der Bildhauerei um, indem sie nicht die Kraft zum Konstruieren hat, sondern unter dem Wahn einer aufgeschnappten, sich hier aufzwingenden Bewegung steht.

Jedes liebliche Tier und jeder Mensch (sie sieht nur weiche Menschen), das die Sintenis formt (man könnte auch sagen, das die Marke „Sintenis" trägt), hat etwas nicht schmerzvoll, sondern lieblich Aufschreckendes.

Ich weiß, wir haben seit Ende des Krieges eine Derbheitsmanier und kommen immer mehr von dem Wort „lieblich" ab, aber die moderne Sprachschöpfung hat für die Eigenschaft „lieblich" kein so abgegrenzt reines Wort geschaffen wie dieses, und es gibt nur wenige Künstler, auf die das Wort so organisch paßt wie auf die Spielereien der Sintenis. Sie spielt sich in ihren kleinen Schöpfungen die erschauten lieblichen Bewegungen, so daß man bei jeder Statuette den Wunsch des Streichelns hat; aber man wird von dem Begriff Sintenis gestreichelt.

Der „Gent".

Aus Byron, Oscar Wilde und Conny Veidt
Gelang es ihm, ein Vorbild sich zu schaffen.
Bis zu der Lackpumps zierlichen Agraffen
Ist alles Farbe, Rundung, Leichtigkeit.

Sein Gang ist federnd, seine Rede spröd.
O, seine Jugend ist nicht überschäumend.
Und nur das Auge wirkt ein wenig träumend,
Der Schnitt der Lippen: überlegen — blöd.

Unendlich müde seiner Stimme Ton,
In einem Meer von Perversionen watend,
Und dennoch leise irgendwie verratend:
Der ganze Kerl ist — Konfektion.

Karl Schnog.

Parisys ou sans dessous de soie.

Par *Monsieur Pierre de Massot.*

A Pierre de Massot, auteur de "Marcelle Parisys". — Voici mes cheveux d'or, ma bouche rose, ma gorge ronde et mon petit derrière, qui, je vous l'assure, ne donne pas le mal de mer!

Parisys.

DESCRIPTION (anatomique).

Les spéculations métaphysiques ne me capteraient plus si je devais m'y consacrer tout entier. La vie, fièvreuse et fervente, la vie nue ne cesse pas de me tenter pour que je me donne à son étreinte. Il y a un esclavage de la pensée, n'en doutons plus, et ma seule ambition est de ne jamais me laisser prendre. Par rien ni par personne. Que je débute par cette affirmation, ce n'est pas amour de la réthorique, mais il faut bien que je fasse comprendre à ceux qui sont nés sots que je m'arrogé à raison tous les droits pour écrire sur Parisys après avoir parlé de Mallarmé.

La vie est brève. Déjà, voici l'automne, l'averse veloutée des feuilles. Un instant, comme la femme de Loth, je me retourne pour contempler l'immense incendie qui dévore Paris et m'a brûlé le cœur. O solitude aux pas de neige! je n'ai qu'une seconde pour m'émerveiller encore et revivre des années dont il serait doux de se souvenir longtemps. Maints souvenirs sentent la peau quand d'autres emportent des parfums de soie grise et de pudeur.

Sur les tuiles rouges et les sapins noirs, le soleil se cache: un couple d'amoureux, sur le sentier qui monte aux vignes, prend feu. La cloche tinte: la campagne s'endort... je veille...

...et voici, comme une fleur chaude et délicate, votre visage, ô Parisys, qui se dessine le long du mur. Je veux, pour qu'ils ne vous oublient pas, vous décrire.

Une chair ferme, musclée. La couleur de cette chair: imaginez que Parisys écrase des roses, foule des roses, broie des roses, se couche sur des roses, mange des roses!... Deux seins parfaits. Deux yeux rêveurs, des yeux d'enfant. Deux fines jambes que la soie du bas rend malicieuses. Un derrière admirable duquel j'ai écrit qu'il était le plus joli derriére de Paris. Je récidive. Je ne parle pas de ses cheveux: ils sont BLONDS!

Avant que de rechercher si elle a quelque talent, on doit avouer que Parisys est une des plus charmantes beautés du temps présent.

*

DESCRIPTION (psychologique).

Ses dents, son rire clair, sa main tendue, sa voix au téléphone, tout cela atteste une petite âme exquise qu'aucun d'entre nous n'est digne de connaître plus avant.

SON ART.

PARISYS CHANTE CE SOIR.

Un cri perçant, suraigu, indéfinissable qu'elle a l'air d'extraire de son petit ventre; la salle qui, déjà conquise, s'esclaffe: Parisys apparaît sur le plateau. Petit ange; petit démon. 32 dents. Elle parcourt la scène, montre ses jambes, rit de tout son cœur, jette encore son cri. Ce n'est rien, évidemment, mais pourquoi lorsqu'elle sort, affirmer à son voisin que la salle est vide.

Elle fut longtemps, les ailes écloses, les cuisses rondes, les seins en éveil, les narines frémissantes, le Génie de la Bastille: il savait se camper, ce génie aux androgynes grâces et rejoindre de savoureuse façon Gavroche en disant: «merde!» — —

Sa première entrée avec une cuvette, un pot à eau, un costume ridicule avec tout de même le chic de la midinette et les parfums de Paris, . . . invraisemblable.

Mais elle se surpassa dans le sketch suivant: un industriel reçoit sa maîtresse dans son bureau. A peine arrivée, l'aimable enfant est à peine vêtue. Soudain, arrive la femme légitime. La maîtresse s'installe à la machine à écrire; son amant feint de lui dicter une lettre. Cà ne prend pas. Etc., etc., etc.

N'avoir pas vu Parisys ôter sa robe, s'asseoir, sur les genoux de l'industriel, en pantalon, un ravissant pantalon de soie qui lui donne la silhouette la plus malicieuse du monde; ne l'avoir pas vue, coiffée de la corbeille à

papiers, enveloppée dans un tapis de table et criant «entrez» chaque fois que sonne la machine, c'est avoir manqué une joie complète.

Car ces scènes qui pourraient être si facilement banales, Parisys les traite avec un sens comique extraordinaire, mêlant la blague à la finesse et composant au gré de sa fantaisie un divertissement plein de nuances qui est un régal.

J'écris sans trembler que Parisys est actuellement la première fantaisiste de Paris. — —

Der Bildhauer **Nikolaus Friedrich,** einer der wenigen, die ihr Kölnertum ungefährdet durch alle Berliner Fährnisse getragen haben, feierte seinen 60. Geburtstag. Er hat mit so viel Grazie und Esprit seine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner Vieillesse verte freuen. Für den Querschnitt erübrigt es sich, Abbildungen seiner Werke zu bringen, da Karl Scheffler dies zur Genüge in „Kunst und Künstler" besorgte. Scheffler hat in seiner Kritik der Akademie-Ausstellung de Fiori mit der Etikette „Hallerschule" versehen; er dokumentiert so sein Verständnis für zeitgenössische Plastik.

100 000-M.-Roman-Preisausschreiben des Hamburger Fremdenblattes und der Münchener Neuesten Nachrichten. Herr Fedor v. Zobeltitz in Berlin ist zum Mitglied des Preisrichter-Kollegiums ernannt und von seinen Kollegen an Stelle des kürzlich verstorbenen Landgerichtspräsidenten Mayer zum Vorsitzenden gewählt worden. Dem Preisgericht gehören ferner an die Herren Hans Friedrich Blunck - Hamburg; Albert Broschek, Verleger des Hamburger Fremdenblattes; Gustav Frenssen - Barlt i. Holstein; Frau Ricarda Huch-München; Bernhard Kellermann - Berlin; Dr. Tim Klein - München; Max Alexander Meumann - Hamburg; Dr. Friedrich Trefz, Verlagsdirektor der Münchner Neuesten Nachrichten.

Agfa

Betrifft

Agfa-Photographie

Dieser Begriff, unter dem bisher nur die Verwendung von Agfa-Photo-Platten, Agfa-Filmen, Agfa-Entwicklern und Agfa-Hilfsmitteln verstanden wurde, findet nun eine Erweiterung durch Hinzunahme von

Bayer-Photo-Papieren und -Filmen
Rietzschel-Kameras und -Optik

Diese Erzeugnisse werden auch vertrieben durch die

Verlangen Sie Kataloge und Broschüren gratis über Agfa-Photoartikel, Bayer-Photo-Papiere und Filme, Rietzschel-Kameras

AGFA BERLIN SO 36

Herr Homer Saint-Gaudens, Direktor der Abteilung für bildende Kunst des **Carnegie-Institutes** in Pittsburg, Pennsylvania, und sein europäischer Vertreter Herr Guilleaume Lerolle sind augenblicklich in Berlin, um, zum ersten Male seit 10 Jahren, die deutsche Sektion der 24. Internationalen Ausstellung gegenwärtiger Malerei, die vom 15. Oktober 1925 bis 1. Juli 1926 in Pittsburg, Philadelphia, New York und Saint Louis gezeigt wird, zu organisieren. — Herr Saint-Gaudens ist erfreut, daß nach mehreren Jahren wieder eine Sektion *den hohen Stand der deutschen Kunst vertritt,* und daß sie in der wichtigen „New Grand Central Galery" in New York gezeigt wird. — Sein Empfang bei den Künstlern war ausgezeichnet und er ist erfreut, einen guten Überblick über die Arbeiten von Liebermann, Corinth, Slevogt, Hübner, Heckel, Hofer, Kirchner u. a. m. zu geben.

Die Ausstellung ist nicht allzu groß (etwa 400 Bilder). Sie ist mit der größten Sorgfalt ausgewählt und soll die wichtigste in den Vereinigten Staaten Amerika sein.

Die europäischen Mitglieder werden in diesem Jahre sein: Anglada y Camarasa (Spanien), Ernest Laurent (Frankreich) und Algernon Talmadge (England).

Das gelobte Land für heiratslustige Mädchen. In den Siedlungen in Palästina braucht man Hausfrauen, die bereit sind, das Siedlungswerk mit einem jungen und tüchtigen Palästina-Farmer zu beginnen. Die verschiedenen Siedlungs-Komitees in der ganzen Welt werden eine Aufforderung erlassen, um heiratslustige junge Mädchen für Palästina anzuwerben.

(B. Z.)

LEONHARD TIETZ AKT. GES. TIETZ KÖLN

DAS HAUS DER QUALITÄTSWAREN

FILIALEN IN: AACHEN · BARMEN · BONN · CASSEL · COBLENZ
CREFELD · DÜREN · DÜSSELDORF · ELBERFELD
ESCHWEILER · MAINZ · MAYEN · REMSCHEID · STRALSUND

O komm...

Von *X. Y.*

O komm und schließe deine weißen Arme
Ganz fest mir um den Hals wie früher wieder,
Laß frei entfesselt sein den Strom des blonden Haares
Und sing mir eines deiner wilden Lieder!

Komm, küsse mich, wie du es früher tatest,
Wenn du verdurstend hingst an meinen Lippen
Und tausend süße Liebesworte sprachest.
Es ist so süß am Sündenkelch zu nippen!

Du lehrtest mich zuerst die Liebe kennen,
Kaum daß ich von der Sehnsucht dir verkünde.
Laß unsre Herzen ineinander brennen
Im süßen Rausch der heißen Liebessünde.

Anm.: Von der Verfasserin erschien ein Drama, in welchem unter anderm folgende Regiebemerkung vorkommt: „Der Doktor von zu Hause fortgehend auf der Bühne anlangend — — —"

Marschall Petain mit seinem Stabe besuchte am 27. Juni das Wallraf-Richartz-Museum in Köln. Für die Besichtigung sämtlicher Räume waren 14 Minuten vorgesehen. Mit besonderer Begeisterung äußerte sich der General über das Bild der Königin Luise von Preußen, das Gustav Richter 1879 in Berlin gemalt hat. *Dr. Secker, Direktor des Wallraf-Richartz-Museums, Köln.*

Einhunderttausend Mark
für den besten Zeitungsroman

Häufige Anfragen zu unserem Roman-Preisausschreiben, welcher Art die einzusendenden Romane sein müssen, um bei der Auswahl für den Preis in Frage zu kommen, veranlassen uns, den ersten Satz des Preisausschreibens zu wiederholen:

Es wird die Aufgabe gestellt, einen echt deutschen Roman zu schaffen. Das heißt, nicht ein von Phrasenhaftigkeit lebendes oder ein wie auch immer tendenziös gerichtetes Machwerk, sondern ein in den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wurzelndes und aus ihnen organisch wachsendes wirkliches Kunstwerk von hohen Qualitäten in schriftdeutscher Sprache, mit interessierenden Einzelschicksalen, die symbolhaft das Wesen unserer Zeit dartun. Denn nicht um einen historischen Roman soll es sich handeln, sondern um einen, der in der Gegenwart oder in der allerjüngsten Vergangenheit spielt. Von vornherein ausgeschlossen sind alle einseitig parteipolitisch eingestellten oder religiös polemisierenden Romane, desgleichen Arbeiten, die vorwiegend in einem Dialekt abgefaßt sind. Da nur ein wirkliches Kunstwerk preisgekrönt werden soll, besteht für dilettantische Arbeiten keine Aussicht. Auch kommen nur bisher unveröffentlichte Arbeiten in Betracht.

Nach dem Tode des Mitgliedes des Preisrichterkollegiums Herrn Landgerichtspräsidenten Wilhelm Mayer, München, ist als Ersatzmann Herr Fedor v. Zobeltitz, Berlin, in das Preisrichterkollegium aufgenommen worden. Das Kollegium hat sich inzwischen konstituiert und Herrn Fedor v. Zobeltitz mit dem Vorsitz betraut. Es besteht sonach aus den Herren:

Fedor v. Zobeltitz, Berlin, als Vorsitzender / **Hans Friedrich Blunck**, Hamburg / **Albert Broschek**, Verleger des Hamburger Fremdenblattes / **Gustav Frenssen**, Bart (Holstein) / Frau **Ricarda Huch**, München / **Bernhard Kellermann**, Berlin / **Dr. Tim Klein**, München / **Max Alexander Neumann**, Hamburg / **Dr. Fr. Trefz**, Verlagsdirektor d. Münchner Neuesten Nachrichten.

Exemplare der seinerzeit durch die deutschen Tageszeitungen veröffentlichten Bedingungen für das Preisausschreiben können von den unterzeichneten Verlagen kostenlos bezogen werden.

Verlag des Hamburger Fremdenblattes
Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten

Herbert Ihering befruchtet die Fußballkritik.

Herbert Ihering.

Anarchie in Sillian.
Matinee der Jungen Bühne im Deutschen Theater.

Meisterhaft wie die mechanischen und menschlichen, die triebhaften und geistigen Kräfte gegeneinander- und ineinandergreifen. Phänomenal der Ausgleich von Spannung und Entladung, von Retardieren und Steigerung.

Die Aufführung stand unter dem Bann der phänomenalen Leistung von Walter Franck als Grand. Franck hat das brutale Äußere für diese Figur. Aber wie er nie mit seinem Äußeren protzte, wie er seine Physis gestaltete, wie er Tücke und Humor, Zynismus und elementare Wut, Pfiffigkeit und Dumpfheit mischte, wie er ausbrach und wieder verstummte — grandios. Selten hat man, seitdem Krauß nach Amerika gegangen ist, eine Leistung gesehen, in der die Fülle gesammelt ist und die Natur sich so durch Gestaltung legitimiert.

(Berl. Börsen-Courier. 7. IV. 24).

Die Nibelungen.
Staatliches Schauspielhaus.

Die ganze Vorstellung aber wurde reich und groß durch die Kriemhild

F. Richard.

Melodrama der Corinthians.
Hamburger Sportverein — Corinthians 3:0.

Der Weg des Corinthians-Sturmes irrt in seinen letzten Ausläufern ab. (Setzer, um Gotteswillen nicht Außenläufer setzen!) Er ist taktisch meisterhaft abgewandelt. Meisterhaft wie die Kräfte ineinandergreifen. Phänomenal der Ausgleich von Retardieren und Steigerung.

Das Hamburger Spiel stand unter dem Bann der phänomenalen Leistung Harders als Mittelstürmer. Harder hat das brutale Äußere für diese Figur. Aber wie er nie mit seinem Äußeren protzt, wie er mit elementarer Wucht und Pfiffigkeit den Ball vorstieß und vorlief, wie er ausbrach und wieder stoppte — grandios. Selten hat man eine Leistung gesehen, in der die Fülle gesammelt ist und die Natur sich so durch Gestaltung legitimiert.

Wenn das Wort meisterhaft noch einen Sinn hat, auf der Corinthians

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

von Agnes Straub. Wenn das Wort: meisterhaft noch einen Sinn hat — auf diese Gestaltung trifft es in seiner tiefsten, deutschesten Bedeutung zu. Diese Kriemhild war meisterhaft in jenem adligen Werksinne, der dem Theater fast verloren war. Aus ihrem Spiel erhellte sich die innere Gliederung der Tragödie. Sie war eine andere den Brüdern, eine andere Ute, eine andere Brunhild, eine andere Siegfried, eine andere Hagen gegenüber. Wie sie sich von ihrer Sippe löste, wie langsam der Schmerz vereiste und innen der Weg der Rache begann, das gehört zu den größten Erschütterungen, die das Theater der letzten Jahre zu verleihen hatte. Dabei war alles mit einer seelischen Erfahrung ausgewogen und gegliedert, jede Spannung gehalten, jede Stummheit reich, dabei stieg der Schluß in eine dem Irdischen entgleitende Transparenz, die Agnes Straub selbst bisher noch nicht hatte. Eine begnadete Schöpfung. Genial in der Intuition, durch innerliche Werktreue bestätigt.

(Berl. Börsen-Courier. 9. IV. 24).

Spielweise trifft es in seiner tiefsten Bedeutung zu. Diese Corinthians spielen meisterhaft in jenem adligen Werksinn, den der Fußball auf dem Kontinent fast verloren hat. Aus ihrem Spiel erhellt sich die innere Gliederung des Fußballspiels. Wie sie ruhig und gelassen den orkanartigen Durchbrüchen der Harderleute begegneten, das gehört zu den größten Erschütterungen, die der Fußball der letzten Jahre zu verzeichnen hatte. Dabei war das ganze Spiel mit einer Erfahrung ausgewogen und gegliedert, jede Spannung gehalten, jede Gelassenheit reich. Fußball wurde Transparenz. Eine begnadete Schöpfung, durch innerliche Werktreue bestätigt.

(Fußball. 24. IV. 24).

Düsseldorfer Jubiläums-Ausstellung. Die von Professor Dr. Koetschau und Dr. Walter Cohen organisierte Ausstellung „100 Jahre rheinische Malerei" ist eine wertvolle Ergänzung zur Tschudischen Jahrhundert-Ausstellung. In der Düsseldorfer Abteilung lebender Kunst viel Nieten, aber der Durchschnitt mindestens so hoch wie überall anders. Während auf der von dem Akademiedirektor Dr. Kaesbach organisierten **deutschen** Abteilung Wassilij Wassiljewitsch Kandinsky und Lyonel Feininger eingeladen wurden, vertritt Moll, Purrmann, Levy, Großmann nur das Bildnis des letzteren von Lovis Corinth.

Direkter Import

OSTASIATISCHER KUNST

Theodor Bohlken

BERLIN W 62

Kurfürstenstraße 122, nahe Nettelbeckstraße

Telefon: Lützow 5947

Russische Rezepte.

(Nachtrag zum Rußlandheft.)

Borschtsch (Rote Rüben-Suppe mit Rindfleisch und saurer Sahne). Für 4 Personen: 2 Pfund Rindfleisch (Rinderbrust oder Schmorstück), 5 Stück mittelgroße rote Rüben, 3 große Mohrrüben, 3 Stück Petersilienwurzel, 1 Stück Selleriewurzel, 2 Pfund Tomaten (oder 1 Büchse Tomatenpüree), 3/4 Pfund frischen Weißkohl, 2 Kartoffeln, 1/4 Liter beste saure Sahne.

Man lege das Fleisch in einen großen Kochtopf in Wasser und koche es halb gar. Die roten Rüben schneide man in lange schmale Würfel (à la pommes frites, nur etwas länger) und koche sie in der Fleischbrühe fast gar. Darauf schneide man die Mohrrüben, Petersilienwurzeln, Sellerieknolle in gleicher Weise, tue sie zu dem übrigen in den Kochtopf und koche alles gar. Dann koche man die Tomaten in einem besonderen Topf in Wasser gar, schlage sie durch ein feines Sieb und schütte den Tomatensaft in den Borschtsch. Dann tue man die zwei großen rohen geschälten Kartoffeln und den feingeschnittenen Weißkohl hinein. Gleichzeitig bereite man eine Mehlschwitze mit 3 gehäuften Löffeln Mehl in einem achtel Pfund Butter, verrühre dieselbe glatt mit einigen Löffeln Brühe und schütte sie in den Borschtsch. Darauf lasse man alles nochmals kurze Zeit aufkochen, bis der Weißkohl gar ist, und nehme den Borschtsch vom Feuer, schütte vor dem Servieren noch etwas gehackte grüne Petersilie darüber und serviere dazu die saure Sahne getrennt, in einem besonderen Gefäß. — Jeder tue zu dem Borschtsch — je nach Belieben — ein bis zwei Eßlöffel saurer Sahne in seinen Teller. Das Fleisch wird kleingeschnitten in der Suppe mitgegessen.

*

Schtschi (Weißkohlsuppe mit Rindfleisch und saurer Sahne). Für 4—6 Personen.

Man kocht eine Bouillon aus 2 bis 4 Pfund Rindfleisch (Rinderbrust oder Schmorstück), tut 2 bis 3 Pfund frischen Weißkohl hinein, indem man vorher die Blätter einzeln vom Strunk abbricht und — je nach Geschmack — ganz läßt oder mehr oder minder zerkleinert. Wenn der Kohl gar ist, serviert man die Suppe zusammen mit dem Rindfleisch. Ein jeder tue 1 bis 2 Eßlöffel saurer Sahne in seinen Teller Schtschi! (Dieselbe Suppe kann man auf die gleiche Art auch mit Sauerkohl bereiten, ich ziehe die aus frischem Weißkohl vor!).

Eingegangene Bücher*).

ACKERS, MAXIMILIANE: Freundinnen. Ein Roman. Hannover, Paul Steegemann.

ANTONIO, C. DELL': Die Verhältnislehre und plastische Anatomie des menschlichen Körpers. 3. Aufl., München, Georg D. W. Callwey.

BACHOFEN, J. J.: Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. 2. Aufl. Basel, Helbing & Lichtenhahn.

BALÁSZ, BÉLA: Der Phantasie-Reiseführer, das ist ein Baedeker der Seele für Sommerfrischler. Wien, Paul Zsolnay.

BAUM, JULIUS: Schwäbische Plastik des ausgehenden Mittelalters. Mit 90 Bildtafeln. Tübingen, Alexander Fischer.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

BECK, MAXIMILIAN, Wesen und Wert. I. u. II. Berlin, Konrad Grethlein.

BECKER, ALBERT: Pfälzer Volkskunde. Bonn, Kurt Schröder.

BECKER, C., Familienbesitz und Mutterrecht in Assam. München-Neubiberg, Oskar Schloss.

BENOIT, PIERRE: Der Riesendamm. Roman. Berlin, Kurt Ehrlich.

BERNHART, JOSEF: Hans Waldmann, der Bürgermeister von Zürich. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

BLEI, FRANZ: Die Frivolitäten des Herrn von Disemberg. Berlin, Landsberg-Verlag.

BOCCACCIO, GIOVANNI, buch von den hochgeruemten frowen. 79 holzschnitte vom Jahre 1473. München, Holbeinverlag.

BÖLSCHE, WILHELM: Erwanderte deutsche Geologie. Die Sächsische Schweiz. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf.

BRINCKMANN, A. E., Schöne Gärten, Villen und Schlösser. 4°. München, Allgem. Verlagsanstalt.

Ulrich Hübner

LEINERT, MARTIN: Die Sozialgeschichte der Großstadt. Hamburg, Vera-Verlag.

LISSITZKY, EL, und HANS ARP: Die Kunstismen (in drei Sprachen). Erlenbach-Zürich, Rentsch.

LOTHAR, RUDOLF: Die Kunst des Verführens. Wien, Rhombus-Verlag.

MAHÜGO: Neue Gedichte von Hilding Bengtsson u. a. Köslin, Mahügo-Verlag.

MANN, KLAUS: Vor dem Leben. Erzählungen. Hamburg, Gebrüder Enoch.

MÄRTEN, LU: Wesen und Veränderung der Formenkünste. Frankfurt a. M., Taifun-Verlag.

MEIER-GRÄFE, JULIUS: Die doppelte Kurve. Essays. Berlin, Zsolnay.

MOHR, ADRIAN: Was ich in Island sah! Berlin, Otto Uhlmann.

MÜHSAM, ERICH: Alarm. Manifeste aus 20 Jahren. Berlin, Verlag „Der Syndikalist".

MÜLLER, ADAM: Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. München, Drei-Masken-Verlag.

MUSCHLER, REINH. C.: Richard Strauß. Hildesheim, Franz Borgmeyer.

PIRANDELLO, LUIGI: Der Zweite. Novellen. Berlin, Alf Häger.

POHL, GERHART: Das Tagebuch merkwürdiger Verführungen. Berlin, Elena Gottschalk.

RAYNAL, PAUL: Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe. Paris, Stock.

REGLING, KURT: Die antike Münze als Kunstwerk. Berlin, Schoetz & Parrhysius.

REIK, THEODOR: Geständniszwang und Strafbedürfnis. Leipzig, Internat. Psychoanalyt. Verlag.

REINWALD, ADALBERT: Menschen. I. (Essays.) 3. Aufl. Leipzig, E. Haberland.

REISSNER, LARISSA: Hamburg auf den Barrikaden. Berlin, Neuer Deutscher Verlag.

ROCKER, RUDOLF: Hinter Stacheldraht und Gitter. Berlin, Verlag „Der Syndikalist".

ROTH, JOSEPH: April. Berlin, J. H. W. Dietz Nchf.

DAS HEUTIGE RUSSLAND. 1917—1922. Berlin, L. D. Frenkel.

SALTEN, FELIX: Neue Menschen auf alter Erde. Eine Palästina-Fahrt. Berlin, Zsolnay.

SCHIKOWSKI, JOHN: Stürmer gegen das Philistertum. Essays. Berlin, J. H. W. Dietz Nchf.

SCHLENDER, J. H.: Germanische Mythologie. 4. Aufl. Dresden, Alexander Köhler.

SCHREY, GERHARD: Siegerländersagen. 2. Aufl. Siegen, Vorländer.

SCHWABE, TONI: Ulrike. Ein Roman von Goethes letzter Liebe. München, Langen.

SCHWARZ, SALOMON: Der Arbeitslohn und die Lohnpolitik in Rußland. Jena, Thüring. Verlagsanst.

SIEBURG, ERNST: Das fremde Gesicht. Novellen. Essen, G. D. Baedeker.

SINCLAIR, UPTON: Der Rekrut. Berlin, Malik-Verlag.

SINGER, ARTHUR: Der Kampf Roms gegen die Freimaurerei. Leipzig, Ernst Oldenburg.

STEKEL, WILHELM: Sadismus und Masochismus. Für Ärzte und Kriminalogen dargestellt. Berlin, Urban & Schwarzenberg.

SZITTYA, EMIL: Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker. Leipzig, C. Weller & Co.

TIEFENSEE, FRANZ: Wegweiser durch die chinesischen Höflichkeitsformen. Berlin, Behrend & Co.

ÜBELHÖR, MAX. Traugott oder Deutschland über Alles. Konstanz, Wöhrle.

UNTHAN, C. H.: Das Pediskript. Aufzeichnungen aus dem Leben eines Armlosen. Stuttgart, Robert Lutz.

VIGNY, ALFRED DE: Sklaventum und Größe des Soldaten. Eine Roman-Trilogie im Schatten Bonapartes. Freiburg i. Br., Pontos-Verlag.

WAGNER, ADOLF: Die Vernunft der Pflanze. Dresden, Reißner.

WALSER, ROBERT: Die Rose. Berlin, Rowohlt.

WIESER, MAX: Der sentimentale Mensch. Gotha, F. A. Perthes.

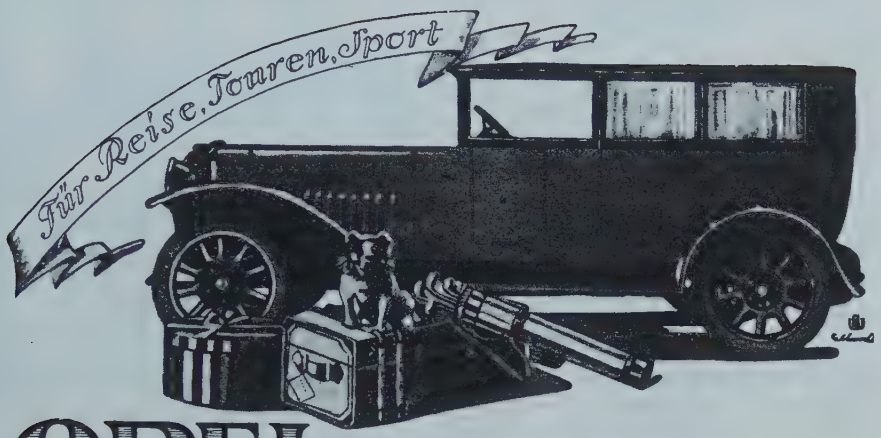
ZULLIGER, HANS: Unbewußtes Seelenleben. 4. Aufl. Stuttgart, Franckh.

Vertretungen an fast allen größeren Plätzen des In- und Auslandes!

Ruscho

NEUERÖFFNETE 2. CONDITOREI
KURFÜRSTENDAMM 187

RÉUNION DER GUTEN GESELLSCHAFT



OPEL AUTOMOBILE

Elegant Zuverlässig

ADAM OPEL MOTORWAGENFABRIK • RÜSSELSHEIM A/M.

LOVIS CORINTH

SEIN LEBEN UND SEIN WERK

VON

ALFRED KUHN

Die erste authentische und umfassende Darstellung des Menschen und des Künstlers Lovis Corinth. Wissend und lebendig schildert der Autor Lebensweg, Entwicklung und Charakter dieser genialen Künstlernatur und bereichert unsere Kenntnisse durch neue und wichtige menschliche Dokumente. Über 100 Abbildungen und 8 Tafeln in Duplexautotypie sind dem Buch beigegeben. Das Werk wird voraussichtlich Ende August erscheinen.

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

LEHRBUCH DER PHILOSOPHIE
HERAUSGEGEBEN VON MAX DESSOIR

DIE GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE

EIN LEHRBUCH FÜR JEDEN FREUND DER PHILOSOPHIE

Die Geschichte der antiken Philosophie
Die mittelalterliche Philosophie / Geschichte der neueren Philosophie
Die Philosophie der Gegenwart

Dargestellt von ERNST VON ASTER / ERNST CASSIRER / MAX FRISCHEISEN-KÖHLER JOSEPH GEYSER / ERNST HOFFMANN

Über 600 Seiten Text

Broschiert M. 15.–
Ganzleinen M. 18.–

BUCHHANDLUNG GEORG ARNOLD G.M.B.H.
BERLIN SW 48 – FRIEDRICHSTRASSE 226–227

Bestellschein. Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung Georg Arnold G. m. b. H., Berlin SW 48, Friedrichstraße 226-227, Postscheckkonto Berlin 55170

DIE GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE
gegen 6 Monatsraten von M. 2.50 für das brosch., M. 3.— für das geb. Exemplar.
Nichtgewünschtes bitte zu streichen
Die erste Rate ist der Sendung nachzunehmen
Erfüllungsort: Berlin-Tempelhof

Name und Adresse: .....

.....

Die großen Clowns

von

A. H. Kober

Spannende Schicksale, Abenteuer und Anekdoten aus der internationalen Artistenwelt

Preis 2 Mark

Die deutsche Mark

von 1914—1924

Von 1 Mark bis zur Billion!

Die größte Inflation der Welt!

Als Prachtsammlung empfehle meine Luxusausgabe mit allen Inflationsscheinen von 1 Mk. bis 1 Billion. Diese Sammlung enthält auch alle Friedensscheine ab 1904 sowie das Eisen-, Zink- und Aluminiumgeld der Kriegs- und Inflationszeit. Preis dieser Prachtsammlung inkl. feinem Album Mk. 50.— franko.

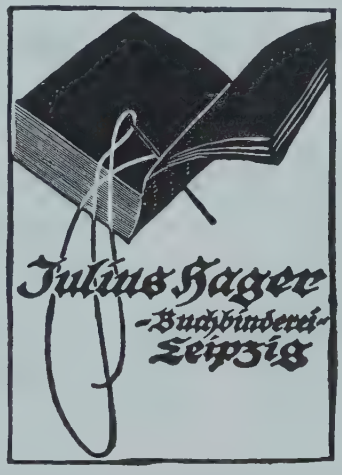
Die Briefmarken des Deutschen Reiches von 1914-1924 von 2 Pfg. (Germania) bis zur 50 Milliardenmarke inkl. Album nur Mk. 15.— franko, ohne Album Mk. 12.50. Beide Sammlungen haben hohen geschichtlichen Wert. Niemand versäume, sich rechtzeitig dieselben zuzulegen, die später noch hohen Sammelwert bekommen werden. Scheine und Marken garantiert echt. Zu beziehen von

Edwin Schuster, Nürnberg, Gabelsberger Str. 62

Künstler-Material

Leopold Hess

Berlin W · Genthiner Str. 29



Julius Hager

-Buchbinderei-

Leipzig

Kinder

und schwache Personen nehmen bei Blutarmut, Schwächezustand, Skrofulose

Talisol-Tabletten

Glänzend bewährt und ärztl. begutachtet

Zu beziehen durch die Apotheken.

APOTHEKER KOCH

Kommandit-Gesellsch., CASSEL 12

Die Organisation

Lebensbund

ist seit 1914 der vornehme und diskrete Weg des Sichfindens. Tausendfache Anerkennungen aus ersten und höchsten Kreisen. Keine gewerbliche Vermittlung. Hochinteressante Bundesschriften geg. 20 Pf. in Briefmarken durch

Verlag G. Bereiter

München, Maximilianstr. 31 und Berlin-Friedenau, Cäciliengärten

Zweigstellen im Auslande

Galerien Flechtheim

DÜSSELDORF
Königsallee 34 I.

BERLIN W 10
Lützowufer 13

FRANKFURT M.
Bockenheimer Landstraße 18

Vertretungen in PARIS · Galerie Simon, 29 bis rue d'Astorg
WIEN · Galerie Würthle, Weihburggasse 9

*

ALLEINVERKAUF DER WERKE

VON

ERNESTO DE FIORI
CARL HOFER
RUDOLF LEVY
HEINRICH NAUEN
RENÉE SINTENIS

BRAQUE · DERAIN · GRIS · HALLER · MARIE LAURENCIN · LÉGER
MAILLOL · MATISSE · PASCIN · PICASSO · ROUAULT · DE TOGORES
UTRILLO · DE VLAMINCK U. A.

FRANZÖSISCHE IMPRESSIONISTEN

SOMMERAUSSTELLUNGEN
IN BERLIN / DÜSSELDORF / FRANKFURT A. MAIN
DE FIORI UND SINTENIS-AUSSTELLUNGEN IN ZÜRICH (KUNSTHAUS);
CARL HOFER IN WIESBADEN (MUSEUM), MULURU IN ZANDVOORT

Rubalik

Fabrik Ruſſiſch-Baltiſcher Liköre A.-G.
BERLIN N 58 / SCHONHAUSER ALLEE 167

Wodka
Allaſch - Kümmel
Eckauer oo - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirſch Stockmannshof
Imperial Kirſch
Schwarzer Kräuter-Balſam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof

Unſere ſämtlichen Erzeugniſſe ſind nach weltbekannten Ruſſiſch-Baltiſchen Original-Rezepten hergeſtellt.

DIE DRUCKEREI

POESCHEL & TREPTE • LEIPZIG

GEGR. 1870

DRUCKT GUTE BÜCHER FÜR DEN VERLAG

SCHÖNE KATALOGE FÜR DIE INDUSTRIE

AKTIEN · OBLIGATIONEN · SCHECKS
FÜR DIE BANKEN

TEL.: POESCHELDRUCK FERNSPRECHER 72286

PAUL GRAUPE

Bevorstehende Auktionen:

21.–22. September:

Kunstliteratur

Die Handbibliothek der Kunsthandlung Bourgeois & Co., Köln

1.–2. Oktober:

Deutsche Literatur von Luther bis Kleist

9.–10. Oktober:

Bibliothek Freiherr von Schey

Moderne Bücher, Luxusdrucke, Deutsche Literatur, Französische illustrierte Bücher des 18. Jahrhunderts

19. Oktober:

Gemälde, Aquarelle, Bronzen

Corinth, Liebermann, Slevogt, Gaul Tuaillon

KATALOGE AUF WUNSCH

BERLIN W 35

MEISENBACH RIFFARTH & Co

AKTIEN-GESELLSCHAFT

BERLIN-SCHÖNEBERG
HAUPTSTRASSE 7-8

KLISCHEES
IN STRICHÄTZUNG U. AUTOTYPIE
DREI-U. VIERFARBENÄTZUNGEN

DRUCKSACHEN
IN BUCHDRUCK, TIEFDRUCK
U. KUPFERDRUCK, IN BEKANNT
ERSTKLASSIGER QUALITÄT

*

Der phantasievollste Erzähler

der „vollendete Magier des Schrifttums"

GAUTIER
GESAMMELTE WERKE

In einer köstlichen Taschenausgabe
Illustriert von Karl M. Schultheiß

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet Karton 4.50, Leinen 6.50, Leder 12.– Mk. Verlangen Sie Prospektbuch in bibliophiler Ausstattung kostenlos von Ihrer Buchhandlung oder vom Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden.

„KNIGA"

BUCH- UND LEHRMITTELGESELLSCHAFT M·B·H
BERLIN W 62 / KURFÜRSTENSTR. 76

SORTIMENT / BARSORTIMENT / VERLAG
General-Vertretung des STAATSVERLAGES der R.S.F.S.R., Moskau, der RUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN, LENINGRAD u.a. für Deutschland, Österreich und für die Tschechoslovakei, des MUSIKSEKTORS des Staatsverlages, Moskau

*

Umfangreiches Lager der in Sowjet-Rußland erschienenen Literatur in russischer Sprache auf allen Gebieten der Wissenschaft.

REICHE AUSWAHL AN NOVITÄTEN
in Fragen der Industrie, Finanzen, Landwirtschaft, Kunst, Schönen Literatur u.a.
In diesen Tagen gelangt in den Verkauf ein reich illustriertes Kunstwerk:
POLONSKY, Das russische Revolutionsplakat

Adreßbücher der wichtigsten Hauptstädte der U. d. S. S. R.
Abonnements-Annahme für die bedeutendsten Tageszeitungen der U. d. S. S. R.

Radiumbad Oberschlema
IM SÄCHSISCHEN ERZGEBIRGE

Stärkste radioaktive Heilquellen / Auffrischungs- und Verjüngungskuren / Heilanzeigen: Gicht, Rheumatismus, Ischias, Arterienverkalkung, Stoffwechsel usw. / Sommer- und Winterkuren

*

SCHRIFTEN DURCH DIE BADEVERWALTUNG

SCHWEIZ

AROSA. Excelsior. Bestbekanntes vornehmes Familienhotel. Bes. H. A. Sieber-Ott.

DAVOS-PLATZ 3: „Platzsanatorium", Prosp.
-DORF 3: „Sanator. Seehof", Prosp.

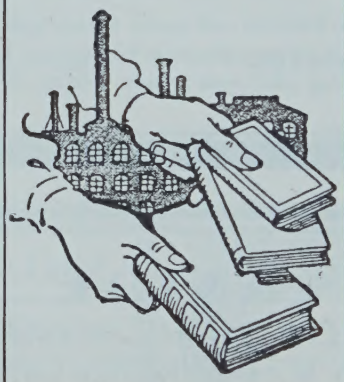
DAVOS. 1500-1800 m ü. M. Sonniger Jahreskurort im schweizerischen Hochgebirge.
Alle Kur- u. Sporteinrichtungen
Im Sommer nicht überfüllt und sehr mäßige Preise.

SEELISBERG. (Vierwaldstätt. See.) Hotel Sonnenberg. Ideal. Ferienpl., erstkl. Haus. Pr. Küche, Orch., Tennis. Pens. v. 12 Frcs. an.

A. KÖLLNER
Großbuchbinderei
LEIPZIG
Hohenzollernstr. 17-19

*

BERLIN
VERTRETUNG
W. LEWERENZ
Lützowstraße 84



VERLEGER-EINBÄNDE

*

HANDGEBUNDENE EINBÄNDE

*

GROSSER BESTAND IN HANDSTEMPELN

*

REICHES MATERIALIEN-LAGER

DAS QUERSCHNITT-JAHRBUCH 1924

Dieser abgeschlossene Jahrgang, der um einen Aufsatz des Herausgebers H. v. Wedderkop: »Querschnitt durch 1924« und einige Bilder bereichert ist, zeigt noch eindringlicher, als das Einzelheft vermag, mit wieviel Berechtigung der Querschnitt das »Organ der aktuellen Ewigkeitswerte« genannt worden ist. Jede Regung im Kunst- und Geistesleben, auf gesellschaftlichem und sportlichem Gebiet —, mag sie sich in ihrem Verlauf als fruchtbar oder als völlig abwegig, ja »verrückt« erwiesen haben —, hat ihren Widerhall im Querschnitt gefunden. So ist dieser Jahresband eine lebendige, vielfarbige und vor allem unbestechliche Zeitchronik und zugleich durch die Fülle seiner künstlerischen und aktuellen Illustrationen ein höchst amüsantes Bilderbuch.

Ein starker Band in Halbleinen M 15.—

DER PROPYLÄEN-VERLAG · BERLIN

Hamburg-New York Hapag-Harriman

Für Überseereisen

werden die Dampfer **„Albert Ballin"**, **„Deutschland"**, **„Resolute"** und **„Reliance"** vorzugsweise benutzt. Größte Wohnlichkeit und künstlerisch vornehme Ausgestaltung der Passagierräume, verbunden mit höchster Sicherheit und dem bekannt ruhigen Gang dieser Dampfer, verbürgen eine Reihe sorgloser Tage / Ausgezeichnete Verpflegung und sorgfältige Bedienung der Reisenden in allen Klassen haben diese Dampfer beim Publikum außerordentlich beliebt gemacht / Den Reisenden aller Klassen steht eine ausgewählte Bibliothek zur Verfügung, ebenso ist für Unterhaltung und Zerstreuung aufs beste gesorgt. Alles Nähere aus den reich illustr. Prospekten ersichtlich / Abfahrten ca. alle 5 Tage / Auskünfte u. Drucksachen durch

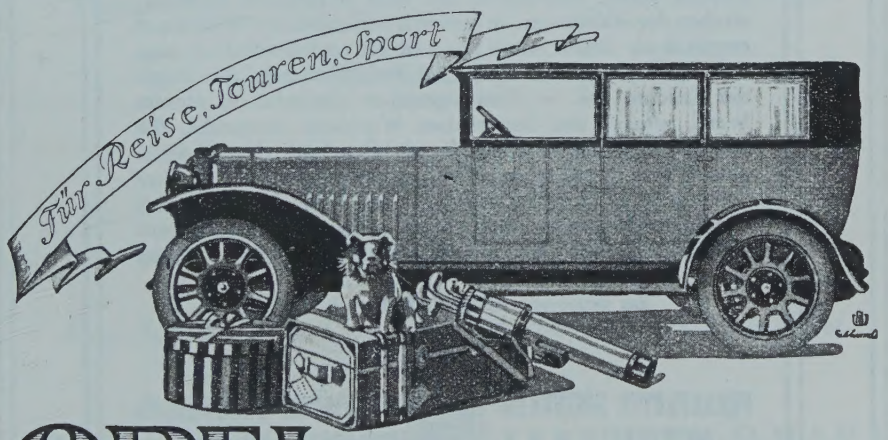
(Speisesaal 1. Klasse D. Deutschland)

HAMBURG-AMERIKA-LINIE (Hapag)

HAMBURG, ALSTERDAMM 25, und deren Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Gemeinsamer Dienst mit

UNITED AMERICAN LINES (Harriman)



OPEL AUTOMOBILE

Elegant Zuverlässig

ADAM OPEL MOTORWAGENFABRIK • RÜSSELSHEIM A/M.

Ein Standard-Werk der osteuropäischen Geschichte

DER KAMPF DER SÜDSLAWEN UM FREIHEIT UND EINHEIT

*

Von Hermann Wendel

798 Seiten mit Literatur-Nachweis, Namenverzeichnis und ausführlichem Inhalts- und Sachregister.

Künstler. Ganzleinenband M 15.–

Europa stand ahnungslos vor dem nationalen Einheitsstreben der Südslawen, an dem sich schließlich der Weltbrand entzündete. Selbst heute herrscht hie und da die Meinung, daß der südslawische Staat ein Zufallsprodukt des Sieges der Entente sei. — Demgegenüber erscheint in diesem Werk, wie es der historischen Wahrheit entspricht, die südslawische Nationaleinheit als Ergebnis der gleichen natürlichen Entwicklung, der Deutsche und Italiener ihre Staatlichkeit verdanken. Es legt die Wurzeln des Einigungsgedankens bloß, folgt seinem Wachstum und enthüllt die sich ihm entgegenstellenden Widerstände.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H. — ABTEILUNG BUCHVERLAG FRANKFURT AM MAIN